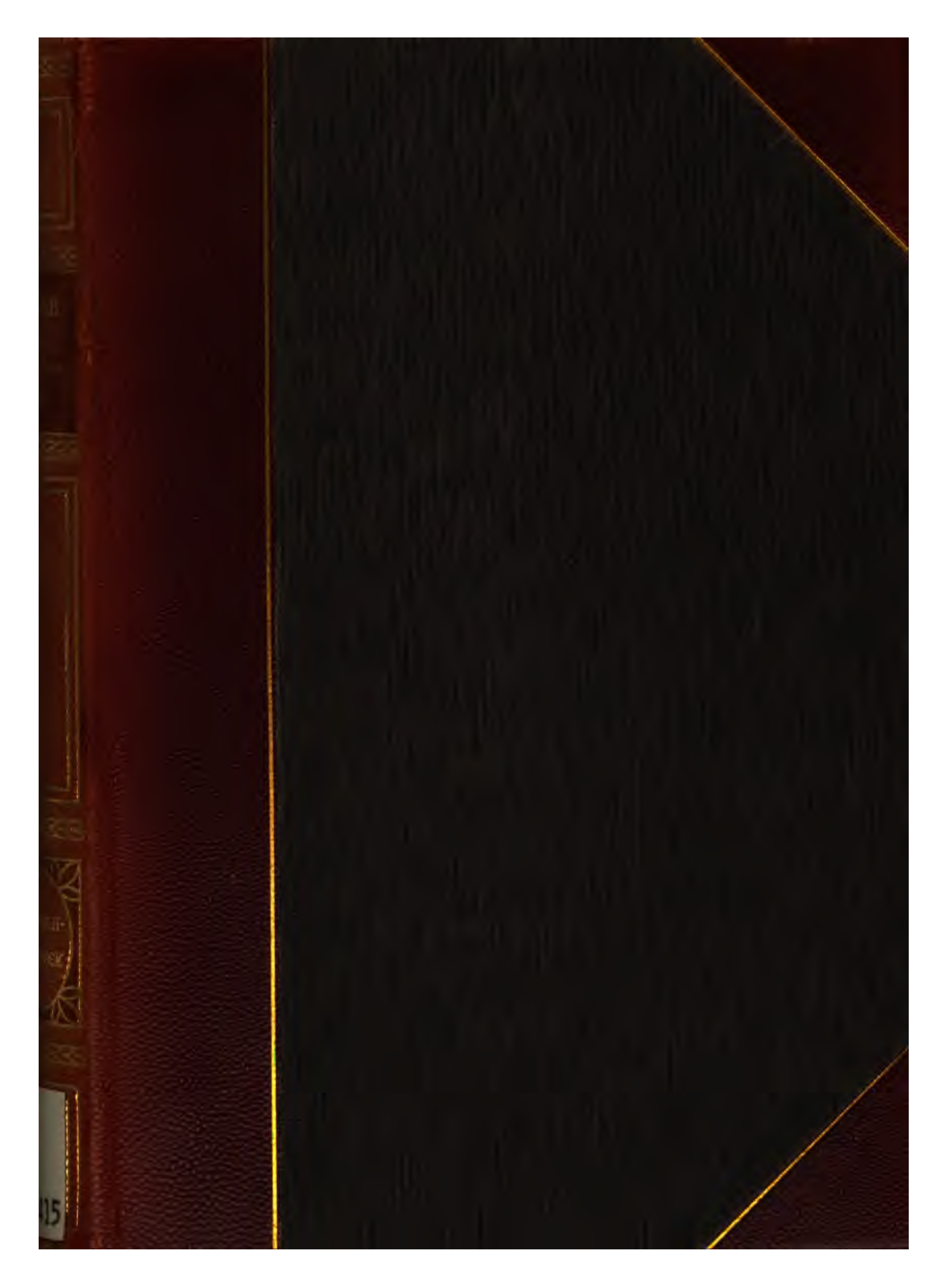
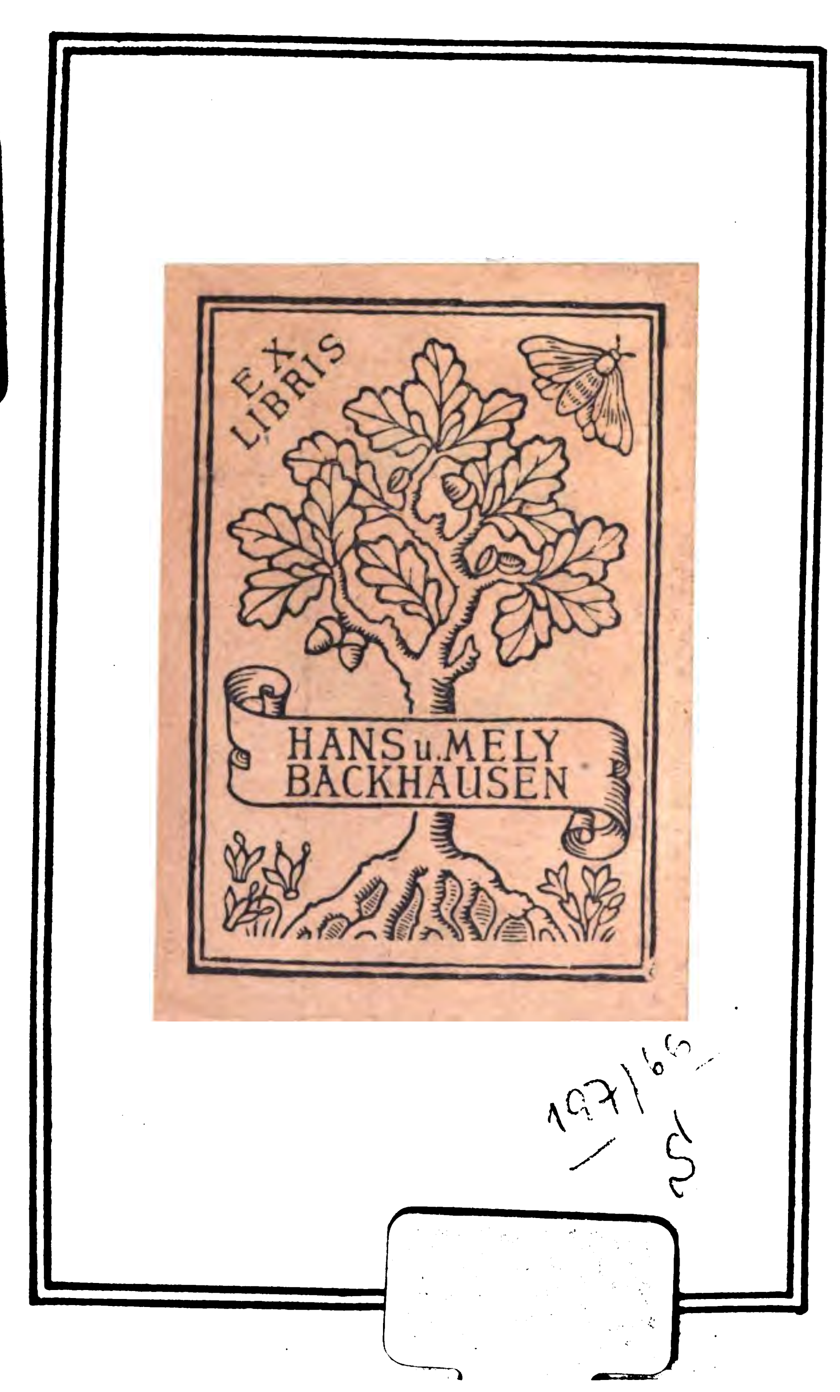





EX LIBRIS
HANS u. MELY BACKHAUSEN
197/66


MB


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Generalmajor

C. F. von Holtens

Erinnerungen





C. F. v. Holten.

Vom dänischen Hofe

Erinnerungen

aus der Zeit Friedrichs VI., Christians VIII. und Friedrichs VII.

Von

C. F. von Holten

Generalmajor

Aus dem Dänischen



Stuttgart

Verlag von Robert Lutz

1900.



Vom dänischen Hofe

Erinnerungen

aus der Zeit Friedrichs VI., Christians VIII. und Friedrichs VII.

Von

C. J. von Holten

Generalmajor

Aus dem Dänischen



Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1900.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Nachdem General Holten im Jahre 1882 die Altersgrenze erreicht hatte, beschloß er, seine Muße zu benutzen, um seine Erinnerungen niederzuschreiben. Da er zu seinem Bedauern kein Tagebuch geführt hatte, so war sein Gedächtnis seine einzige Stütze. Aber glücklicherweise besaß er diese Gabe in einem ungewöhnlichen Grade. Obschon es selbstverständlich nicht ausgeschlossen ist, daß sich hinsichtlich der Zeitangaben verschiedene Fehler eingeschlichen haben können, hat man doch alle Veranlassung, zu glauben, daß die Zeit nur in geringem Grade die Bilder verzerrt hat, die seine schärfe Beobachtungsgabe seiner Erinnerung eingeprägt hatte. Diejenigen, welche — selbst in großen Zwischenräumen — ihn dieselbe Begebenheit mehreremale haben erzählen hören, werden bezeugen können, wie treu sie sowohl ihren Inhalt wie ihre Form bewahrt hatte.

General Holten erzählte oft und gern von den Ereignissen seines Lebens, und er war ein Meister im Erzählen. Seine Zuhörer werden schwerlich das sprühende Leben vergessen können, das er durch seine Betonung und durch den wechselnden Ausdruck in seinen schönen und lebhaften Augen seinen wohlgeordneten Erzählungen zu geben wußte. Daß die Erinnerungen insofern durch die schriftliche Form verloren haben, versteht sich von selbst; aber da sie nach Diktat niedergeschrieben sind, so haben sie sich doch zu einem großen Teil die Frische des mündlichen Vortrags bewahrt.

Während General Holten diktierte, hat sich sein Gedächtnis freilich hie und da Abschweifungen erlaubt, und die dadurch entstandene Unklarheit wurde noch vermehrt durch Auslassungen, die aus verschiedenen Gründen geboten schienen. Diesem Mangel hat der Herausgeber durch teilweise Umordnung des Stoffes abzuhelfen gesucht, was wiederum manchmal das Hinzufügen einiger Uebergangszeilen erforderte.

W. Bloch

(Herausgeber des Originals).

Inhalt.

Aus Friedrichs VI. Zeit.

Christian VIII.

Friedrich VII.

Geschlecht und Vaterhaus.

Geschlecht und Vaterhaus.

Das Geschlecht. — Die ersten Kindheitserinnerungen. — Personen auf dem Schlosse. — Madame Catalani. — Einfachheit der Lebensweise. — Die Garnison. — Das Theater. — Geheimrat Bülow. — Prinzessin Charlotte. — Christen Foersom. — H. C. Andersen und seine Eltern. — Der alte Albrecht. — Buchdrucker Iversen. — Reise nach Kopenhagen.

Ich gehöre zu einem alten dänischen Geschlecht, das, der Sage nach, aus Holland eingewandert sein soll. Einer meiner Vorväter, Issebrand Holten, der auf dem St. Olafs-Kirchhof in Helsingör begraben liegt, und dessen originelles Wappen in Eisen ich besitze, wurde zur Belohnung seiner patriotischen Thaten bei Kronbergs Zurückeroberung von den Schweden im Jahre 1659 zum Zolldirekter von Oeresund ernannt.

Mein Großvater väterlicherseits war Militär. Er nahm als Husarenleutnant am siebenjährigen Kriege auf französischer Seite teil und machte die für die Franzosen so unglückliche Schlacht bei Roßbach mit. Im Jahre 1763 kehrte er zurück und wurde als Kapitän der Leibgarde zu Fuß angestellt, wo er dieselbe Kompagnie kommandierte, deren Chef ich später

viele Jahre hindurch war. Er wurde später Oberst, Chef des ersten norwegischen Leibregiments und Kommandant der Citadelle. Von Christian VII. wurde ihm das Warmbadehaus bei Friedrichsberg zum Bewohnen angewiesen, und hier starb er gegen Schluß der vorigen Jahrhunderts. Er hatte einen Bruder, der gleichzeitig mit ihm Page bei Friedrich V. war. Bei einem Probeschießen auf Amager sprang eine Kanone und schlug ihn tot, 12 Jahre alt. Dem Könige wurde bei derselben Gelegenheit das Bein ein wenig aufgeritzt.

Meine Eltern waren Carl Heinrich Holten und Eliza Behagen. Mein Vater wurde, sieben Jahre alt, als Page eingestellt und erhielt seine Erziehung auf dem alten Kopenhagener Schlosse, wo Dyvekes bekannter Verfasser, Samsöe,* Pagenmeister war. Der gesamte Unterricht wurde den Pagen auf Deutsch erteilt, und trotzdem mein Vater nur einmal Deutschland durchreist und sich niemals längere Zeit dort aufgehalten hatte, so fuhr er doch bis zu seinem Tode fort, beständig auf

* Ole Johann Samsöe, berühmter dänischer Dichter, geb. 1759 zu Näſtved, gest. 23. Januar 1796. Seine Hauptwerke sind das Trauerspiel ‚Dyveke' und die ‚Nordischen Erzählungen'. Nach seinem Tode erschienen seine gesamten Schriften unter dem Titel ‚Dichterische Werke', von dem gleichfalls sehr angesehenen Schriftsteller und Universitätslehrer Knud Lyne Rahbek herausgegeben.

Deutsch zu rechnen. Dreizehn Jahre alt wurde er Cornet und gleich darauf Sekondeleutnant im Regiment des Kronprinzen. Als er 18 Jahre alt war, ging er nach Westindien ab und wurde als Adjutant bei dem damaligen Generalgouverneur Benzon angestellt. Er heiratete auf St. Croix Fräulein Harthausen, und nach ihrem Tode ehelichte er am 12. Mai 1805 meine Mutter.

Als die Inseln im Jahre 1807 von den Engländern okkupiert wurden, mußte mein Vater zugleich mit den übrigen Beamten fortziehen. Englische Kreuzer nötigten meine Eltern, sich in Amerika ans Land setzen zu lassen, wo sie nach einer langen und sehr beschwerlichen Reise nach New York kamen. Hier verblieben sie zwei Jahre. Während dieser Zeit kam mein Vater oft zum Besuch bei dem amerikanischen Krösus, Jakob Astor. Er machte hier die Bekanntschaft Robert Fultons* und segelte mit dem ersten Dampfschiff der Welt,

* Robert Fulton, geb. 1765 in Little Britain (Pennsylvannien), gest. 1815, ist der Schöpfer der heutigen Dampfschiffahrt. Er war erst Portraitmaler, vertauschte aber 1793 den Beruf eines Künstlers mit dem eines Ingenieurs und machte 1797 in Paris die ersten erfolgreichen Versuche mit Torpedobooten. Das erste als Passagierdampfer fungierende Schiff, an dem Fulton in Gemeinschaft mit dem Amerikaner J. Livingston gearbeitet hatte, ‚Clermont' verkehrte vom August 1807 ab regelmäßig zwischen New York und Albany.

dem „Clermont", von New York vier Meilen den Fluß aufwärts nach St. Albani. Gegen Ende des Jahres 1809 glückte es meinen Eltern, nach England zu kommen und von da nach Frankreich, wo sie mehrere Monate in Paris verblieben während dieser glänzendsten Periode des großen Napoleon. Unter vielen Hindernissen, die der Krieg verursachte, durchreisten sie Deutschland und kamen endlich 1810 in Kopenhagen an.

Der Aufenthalt hier währte indessen nicht lange. Mein Vater wurde sofort zum Staatssekretär für Norwegen ernannt und begab sich über Schweden nach Christiania. Als Prinz Christian Friedrich * im Jahre 1813 zum Statthalter in Norwegen ernannt wurde, wurde mein Vater bei ihm angestellt und war von dieser Zeit ab für sein ganzes übriges Leben persönlich mit ihm verbunden. Das norwegische Grundgesetz, das in einem Glaskasten zu Ejdsvold aufbewahrt wird, ist von meines Vaters Hand geschrieben und von ihm ausgefertigt. Bei König Christian Friedrichs Abreise von Norwegen, die in einem offenen Boot, von Leutnant Falsen geführt, stattfand, schenkte er meinem Vater seine Taschenuhr, die noch in meinem Besitz ist. Die Nationalfarbe während des kurzen Königtums war

---

* Prinz Christian Friedrich, nachmaliger König Christian VIII.

grün, und ich entsinne mich sehr gut des grünen Uhrbandes mit zwei Goldschiebern und einem Wappen, von einem C und einem F umschlungen. Leider ist dieses Band fortgekommen. Mein Vater war einer der vier Kammerherren, die der König ernannte. Die Schlüssel wurden zur Kassation eingefordert, doch da mein Vater im Hinblick auf die Ablieferung der Archivbestände erst im Jahre 1815 nach Dänemark zurückkam, wurde ihm dieser Schlüssel niemals abverlangt. Als eine sichtbare Erinnerung an die interessante kurze Regierungszeit in Norwegen schenkte ich ihn, mit dem grünen Bande geschmückt, der Sammlung zu Rosenborg. Worsaae* meinte, daß es das einzige in Dänemark existierende Stück wäre, welches des Königs Abzeichen C F trüge.

Es war meines Vaters Absicht, als Privatmann nach Westindien überzusiedeln, aber er kam nicht weiter

---

* Jens Jakob Asmussen Worsaae, berühmter dänischer Altertumsforscher, geb. 14. März 1821, gest. 1885, war zu jener Zeit Direktor des Museums für nordische Altertümer, des ethnographischen Museums und der chronologischen Sammlung auf Schloß Rosenberg. Von seinen vielen gelehrten Arbeiten sind nur wenige, z. B. ‚Zur Altertumskunde des Nordens‘, Leipzig 1846, ‚Spuren der Dänen und Norweger in England, Schottland und Irlands‘, Leipzig 1852 ins Deutsche übersetzt. Besonders bekannt wurde sein ‚Protest eines Jütländers gegen Jakob Grimms neues deutsches Volksrecht‘. 1850.

als zum Schlosse Travendal, wo sein Schwager, der Kammerherr Staffeldt, wohnte, als er von Prinz Christian, der auf Fühn als Gouverneur angestellt worden war, ersucht wurde, den Posten eines Gouvernementssekretärs in Odense zu übernehmen. Hier verblieb er bis zu König Christians VIII. Thronbesteigung im Jahre 1840, wo er zum Geheimarchivar ernannt wurde.

Meine Mutter ist auf Christianshavn, in der sogenannten Behagenschen Zuckerraffinerie, geboren. Als Kind kam sie nach Westindien, wo ihr Vater, Etatsrat Behagen, Amt und Grundbesitz besaß. Die Familie ist ursprünglich holländisch, aber unter Friedrich V. dänisch geadelt.

Meine Eltern genossen das seltene Glück, 57 Jahre vereint zu sein. Am 12. Mai 1855 feierten sie ihre goldene Hochzeit, bei welcher Gelegenheit die Königinwitwe Karoline Amalie meinem Vater des Königs Stock schenkte, den er in London gekauft hatte, und dessen Knopf eine Arbeit von Benvenuto Cellini ist. Meine beiden Eltern erreichten das hohe Alter von 87 Jahren und starben auf Valdal in Valby.

* * *

Ich bin am 11. März 1817 in Odense geboren und am 12. Mai in der St. Knuds-Kirche getauft. Zu meinen Paten gehörte Prinz Christian, nach dem ich genannt wurde, und Prinzessin Caroline Amalie* die mich über die Taufe hielt. Sie hat später, als Königin, mir erzählt, daß sie, als der Bischof Tetens sie fragte, wie ich heißen solle, zuerst antwortete, ‚Caroline Amalie', aber daß der Bischof selbst dies mit Christian Friedrich berichtigte. Es gehört zu meinen allerersten Kindheitserinnerungen, daß die Prinzessin neben mir auf dem Fußboden lag und mit mir spielte. Sowohl sie wie der Prinz machten mir ein Patengeschenk von 500 Rthl. (ein Reichsthaler = Mk. 2.25), und da ich von einem meiner andern Paten, dem Lehnsgrafen Roepstorff, den mein Vater von Westindien her kannte, wo er als Kapitän im See-Etat gewesen war, eine gleiche Summe bekam, besaß ich bei meiner Taufe 1500 Rthl., eine große Summe in dieser an Geld knappen Zeit. Da mein Vater bei der Reichsbankveränderung im Jahre 1818 alles verlor, was er besaß, sah er sich genötigt, das Geld zu meiner Erziehung anzuwenden. So habe ich mich seit meiner Taufe selbst ernährt, ohne meine Eltern irgendwie etwas zu kosten.

---

* Prinzessin Karoline Amalie von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, zweite Gemahlin des damaligen Prinzen Christian.

Die ersten bei Hofe angestellten Personen, deren ich mich erinnere, waren die Damen Waltersdorff und Urne, der Hofchef, der bekannte und ungewöhnlich begabte holsteinische Graf Rantzau, der als Gouverneur in Lauenburg starb, der Sekretär Adler sowie die Adjutanten Graf Blücher-Altona und Kapitän Schwartz, Sohn des berühmten Schauspielers. Ich patrouillierte nach den Tafeln stets vor seiner Thür und wurde reichlich mit Konfekt versehen.

Einen Teil meiner ledigen Stunden verbrachte ich bei einem Zimmermädchen Maren Krog, und im Umgang mit meinem liebsten Spielkameraden auf dem Schlosse, einem zahmen Damtier, das Mette hieß. Es war ein großer Kummer für mich, als der Prinz den Schloßgärtner Stabel beorderte, nach Schloß Gottorp abzureisen und Mette dem Prinzen Christian von Glücksburg als Geschenk auszuliefern. Es war das erstemal, daß ich den Namen des Mannes hörte, mit dem ich später über ein halbes Jahrhundert in Verbindung stehen sollte. Unter den übrigen auf dem Schlosse fest angestellten Leuten erinnere ich mich eines Wächter Ole, der in der Trunkenheit in den kleinen Damm des Schloßgartens fiel und ertrank, sowie der Oberaufseherin Mamsell Lohmann, die 27 Jahre lang mit dem Kapitän Hansen aus der Bürgerschaft verlobt war, und die das Unglück hatte, daß der Bräutigam gerade starb, als die Hoch-

zeit sein sollte. Da war auch ein vertrunkener brutaler Schloßverwalter, der Jensen hieß. Als ich später einmal den Gärtner fragte, wie es möglich war, daß ein solcher Kerl Schloßverwalter werden konnte, erzählte er mir, daß er seinerzeit Diener bei dem irrsinnigen Prinzen Christian von Hessen gewesen war, der auf dem Schlosse wohnte und dort im Jahre 1814 starb. Wenn der Prinz seine Anfälle hatte, konnte niemand mit ihm fertig werden außer Jensen. Die Methode bestand darin, daß er ihn in eines der innersten Gemächer des Schlosses zog und ihn mit einem Stock prügelte. Jedesmal, wenn ihn seine Umgebung nicht bewältigen konnte, drohte man ihm mit Jensen, und er wurde dann stracks gefügig. In den Rapporten, die durch den Marschall Hauch bei dem König einliefen, wurde Jensens außerordentliche Tüchtigkeit und der große Einfluß, den er auf den Prinzen hatte, stets hervorgehoben, und als Belohnung dafür wurde er nach des Prinzen Tode zum Schloßverwalter ernannt.

Des Prinzen Sarg stand in einem dunklen Loch in dem Flügel des Schlosses, der an die Kirche stieß, wurde aber zu Beginn der Regierung Christians IX. nach Schleswig gebracht. Darüber lag mein Zimmer mit einer Thür, die unmittelbar in die Kirche hinein führte, weshalb ich oft bei kirchlichen Handlungen zur Orgel hinging, um dem Organisten Johnsen zuzu-

sehen, der stets betrunken war, und um die Erlaubnis zu erhalten, die Bälge zu treten, was mir großes Vergnügen machte. In Verbindung mit der Kirche erinnere ich mich der weltberühmten italienischen Sängerin Catalani,* die sich, nachdem sie in Kopenhagen konzertiert hatte, auf dem Heimwege einen Tag in Odense aufhielt. Sie war von Prinz Christian meinem Vater empfohlen worden, der sich für verpflichtet hielt, ihr Odenses einzige Sehenswürdigkeit, die St. Knuds-Kirche, zu zeigen. Ich entsinne mich, wie sie in der Kirche auf und ab ging und sang, um zu hören, wie sich ihre gewaltige Stimme in dem großen Raum ausnähme. Sie hatte einen lang aufgeschossenen Sohn bei sich von ungefähr 17 bis 18 Jahren, der mir durch die Art imponierte, wie er seinen Radmantel trug, ein Kleidungsstück, das ich früher nicht gesehen hatte.

Von der Oekonomie, die zu meiner Jugendzeit getrieben wurde, macht sich, glaube ich, die jetzige Generation keinen Begriff. Mein Anzug z. B., bestand

* Angelica Catalani, geb. 1779 zu Sinigaglia, gest. 1849, war eine der berühmtesten Sängerinnen. Sie trat, 15jährig, zum erstenmale in Venedig auf, wurde später neben Crescentini und der Sassorini eine Zierde der italienischen Oper. Später machte sie Tourneen, zog sich dann 1830 auf ihre Villa bei Florenz zurück, ging 1849 nach Paris, um den toskanischen Unruhen auszuweichen und starb bald nach ihrer Ankunft dort an der Cholera.

aus Hemd, Beinkleidern, Jacke ohne Kragen, Strümpfen und Schuhen. Ueberrock kannte ich nicht, und die Mütze wurde mir nur ausgeliefert, wenn ich in die Stadt sollte. Solange ich mich im Bereich des Schlosses aufhielt, im Hofe oder im Garten, und selbst wenn ich Schlittschuhe lief, war ich barhäuptig. Nichts, was sich an Weihnachten knüpft, steht vor meiner Erinnerung, weder Weihnachtsbaum, Weihnachtsspiele oder dergleichen. Dagegen entsinne ich mich deutlich eines Geburtstages, wo ich von einer alten 90jährigen Frau Knudsen einen Beutel mit Sand als Geschenk erhielt, dazu einen Riesenapfel, einen Griffel mit Gold und eine Mütze mit einem messingnen Eichenblatt vorn, worauf ich unbändig stolz war. Weste und Unterhosen habe ich niemals besessen, ehe ich Offizier wurde. Auch die Lebensweise war sehr einfach. Nur bei sehr großen Gesellschaften in der Stadt gab es mittags drei Gerichte. Rindsbraten existierte nicht, ausgenommen, wenn Prinz Christian zur Stadt kam. Da wurde dann ein Rind geschlachtet, und diese merkwürdige Begebenheit wurde den Odensern dadurch kundgethan, daß die Trommel ging. Die Trommel war eine große Wonne für mich, und stundenlang konnte ich dem Trommelschläger nachlaufen, in Straßen und Gassen herum. Ich habe oft meine Mutter zum Schlächter Tange herunterbegleitet, um ein Stück Fleisch von diesem merkwürdigen Tier auszusuchen.

In Odense lag das Fühnische Regiment leichter Dragoner in Garnison, von dem alten Grafen Ahlefeldt-Laurwigen kommandiert. Die Uniform bestand aus roter Jacke, weißen engen Beinkleidern und Mütze mit einem langen Schweif, der bei den Offizieren lang über dem Rücken hinablag. Der Nächstkommandierende im Regiment war Oberst Höegh-Guldberg, der Sohn des bekannten Ministers, ein sehr kenntnisreicher und begabter Mann, aber im höchsten Grade exaltiert. Die Strenge beim Regiment ging über alle Beschreibung, und die Spießrutenstrafe wurde gewöhnlich angewandt.

Im Winter wurden in Odense auf dem Theater abwechselnd deutsche und dänische Stücke aufgeführt. Die Ehlerssche Gesellschaft spielte auf Dänisch. Von dem Personal erinnere ich mich am besten an Madame Ehlers auf Grund ihrer großen Korpulenz. In Assens wurde sie einmal ausgepfiffen, weil sie als Witz auf der Scene Punsch aus einer Terrine getrunken hatte. Sie brach los: „Die Behandlung hatte ich von dem Asensschen* Publikum nicht erwartet!“ Die deutsche Gesellschaft wurde von dem bekannten holsteinischen Grafen Hahn zu Neuhaus angeführt. Er speiste eines Tages auf dem Schlosse, angethan mit der Ritterschafts-

* „Asensk“ auf dänisch eselig.

uniform, und am selben Abend sah ich ihn in blauen Beinkleidern mit Goldstreifen selbst den Vorhang aufziehen.

Während meiner Ferienzeit besuchte ich zuweilen ‚Sanderumgaard‘, der dem Geheimrat Bülow gehörte, von dem Charlotte Biehl in ihren Memoiren so viel spricht. Er war ein sehr schöner Mann, und ich sehe ihn in der Erinnerung vor mir in blauem Rock mit blanken Knöpfen, gelben Nankingbeinkleidern, großem Jabot und Halbstiefeln mit hellgelben lackierten Stulpen. Er war sehr stolz auf seinen Garten. Seine Frau, geborene Hoppe, war geistesschwach und beinahe Zwergin von Wuchs. Zu meinem großen Vergnügen bereitete sie eines Abends Thee auf die Weise, daß sie einen Eßlöffel in den Mund stopfte, worauf sie ihn in die Theedose steckte. Den Thee, der am Löffel hängen blieb, that sie darauf in den Theetopf. Bülow läutete und gab dem Diener Ordre, neuen Thee hereinbringen zu lassen.

Als ich so sechs bis sieben Jahre alt war, unternahm ich mit meinem Vater einen Ausflug nach Horsens, wo die Mutter Friedrichs VII., Prinzessin Charlotte* nach ihrer Ausweisung aus Kopenhagen wohnte. Ehe mein Vater zur Prinzessin hinaufging, wurde mir an-

* Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, erste Gemahlin des damaligen Prinzen Christian, die nach dreijähriger Ehe wegen Untreue von ihm geschieden wurde.

gesagt, mich im Thorweg aufzuhalten. Nach einer kurzen Zeit ging die Thür auf und die Prinzessin kam zu mir herunter, streichelte mir die Wange und fragte mich, wie ich hieße. Sie war klein und dick, aber mit einem sehr schönen Gesicht. Sie trug einen Halbmantel, ungefähr von der Sorte, wie man sie in Holbergs Komödien sieht, und sie hatte einen watschelnden Gang.

Ich habe später erzählen gehört, daß ein Onkel von mir, Major C. von Holten, der in Kopenhagen den Namen ‚der schöne Westindianer' trug, einmal mit ihrer Aufmerksamkeit beehrt worden war. Als er kurz nach der Hochzeit des Prinzen von Westindien hierher kam, wurde er als Adjutant bei ihm angestellt; aber da die Prinzessin sich sofort in ihn verliebte, währte die Herrlichkeit nicht lange. Nach Verlauf von acht Tagen bekam er Ordre, unverzüglich nach Hamburg abzureisen und mit dem ersten von dort abgehenden Schiff nach Westindien zurückzukehren.

Im Bureau des Kammerherrn Cederfeldt war ein Schreiber angestellt, welcher der Sohn des Domorganisten war. Mein Vater, der ihn zufällig Komödie spielen gesehen hatte, schrieb sofort an seinen alten Kadettenkameraden Holstein, der Chef des Theaters war, und benachrichtigte ihn davon, daß sich in Odense ein

Mann von so ungewöhnlicher Begabung befände, daß er es als einen Verlust für das Nationaltheater ansähe, wenn er nicht engagiert würde. Wenn ich sage, daß dieser Mann Christen Foersom war, wird man zugeben, daß mein Vater sich nicht geirrt hatte. Foersoms Talent war freilich sehr begrenzt, aber innerhalb dieses Gebietes war er wohl einer der größten Schauspieler, die das Theater besessen hat. Ihm war sein Genie direkt von der Natur mitgegeben. Kenntnisse besaß er nicht, und er konnte nur lesen und sehr schlecht schreiben. Er gebrauchte oft Fremdwörter, die er nicht verstand. Meine Mutter konnte es nie vergessen, daß er, als sie ihm eines Abends Erdbeeren anbot, dankte, indem er mit seinem starken fühnischen Accent hinzufügte: „Aber ohne Sahne, Ew. Gnaden!“ — „Mögen Sie keine Sahne?“ fragte meine Mutter. — „Nein, denn die Beeren verlieren ihren akrobatischen Duft.“

Oberst Guldberg schräg gegenüber wohnte ein Schuhmacher, der Andersen hieß, aber Traes genannt wurde. Er war geistesgestört und hatte stets die Jungens hinter sich, wenn er sich auf der Straße zeigte, mit einem großen dreieckigen Papierhut angethan. Sein Irrsinn zeigte sich vornehmlich in der Anbetung von Holberg und Napoleon. Um der französischen Armee einverleibt zu werden, desertierte er eines schönen Tages

von Odense und kam, merkwürdig genug, nach Hamburg, wo er von den Behörden heimgesandt wurde. Er kannte Holberg auswendig und wandte Zitate von ihm bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten an. Ich kann mich nur dunkel erinnern, ihn gesehen zu haben. Sonntage und andere Festtage verbrachte er draußen in den Wäldern mit seinem einzigen Kinde, Hans Christian, dem später so berühmten Märchendichter.

Die Mutter, Marie Traes, war ein großes und derbes Frauenzimmer, das sehr trunksüchtig war. Sie starb viele Jahre später am Delirium tremens im Hospital. Wenn meine Mutter zu mir sagte: „Hole Marie Traes," so wußte ich, daß es bei uns große Wäsche geben sollte. Ich war ihr Vertrauter und mußte die Briefe lesen, die Hans Christian ihr aus Kopenhagen sandte. Als ich eines Tages über den Schloßhof ging, rief sie mir nach: „Hans Christian hat das Waudewelle geschrieben", womit sie meinte: ein Vaudeville.

Guldberg ließ sich oft in ein Gespräch mit dem Burschen ein und entdeckte, daß er etwas Ungewöhnliches an sich hatte; aber in welcher Richtung seine Fähigkeiten lagen, wußte er nicht. Er lehrte ihn deklamieren und sandte ihn auf das Schloß, damit mein Vater sich möglicherweise dafür interessieren könnte, daß er zur Bühne käme, gerade so wie Foersom. Sein

Aussehen war vollkommen karikaturenhaft, und nachdem er seine Deklamation beendet hatte, mit den langen Armen seitwärts ausschlagend sagte mein Vater zu ihm: „Sage deinem Vater, es giebt ein altes Sprichwort, das heißt: Schuster bleib bei deinen Leisten. Komödiespielen kannst du niemals lernen." Hierin hatte mein Vater gewiß ganz recht; aber im übrigen traf ja das Sprichwort nicht zu.

Guldberg hatte es sich indessen in den Kopf gesetzt, daß der Bursche nach Kopenhagen geschickt werden solle, und es wurde gesammelt, um den Plan auszuführen. Er wurde mit einem Kälbertransport nach Nyborg befördert und mit einem ähnlichen Beförderungsmittel von Korsör nach Friederichsberg. Von hier aus ging er, dieses große Kind, das ja in gewissen Beziehungen niemals anders wurde, nach Kopenhagen.

Was ich von seinen ersten Erlebnissen in der Hauptstadt habe erzählen hören, stimmt nicht ganz überein mit seinem eigenen Bericht in ‚Das Märchen meines Lebens.'

Nach der Darstellung des Schloßkantors Kröyer kam Andersen bei Anbruch des Abends in die kleine Königsstraße und wurde dort von einem Frauenzimmer angesprochen, das auf dem Bürgersteige auf und ab spazierte. Die sichtliche Naivität des großen Jungen muß ihr gefallen haben; denn bei ihr wohnte Andersen

während der drei ersten Tage seines Aufenthaltes in der Hauptstadt.

Der musikliebende Rektor der Schule in Odense, Professor Saxtorph, hatte ihm ein Empfehlungsschreiben an Weyse mit gegeben. Nach Verlauf von vier Tagen hatte Andersen endlich herausbekommen, wo die Kronprinzessinstraße war und kam am Abend herauf, um den Brief abzugeben. Es traf sich nun so, daß bei Weyse Künstlermittag war, und als die Gäste in der aufgeräumtesten Stimmung waren, wurde an der Thür geläutet. Der Diener kam lachend herein, und als man ihn fragte, weshalb er lache, antwortete er, daß er noch nie eine solche Karikatur gesehen hätte, wie die, welche läutete.

„Laß ihn endlich nur ja zu uns!" rief man, und Hans Christian erschien zur großen Freude der Gesellschaft, mußte deklamieren u. s. w. Weyse ließ einen Teller für ihn herumgehen, und es kam soviel Geld ein, daß er meinte, es wäre unverantwortlich, dem Knaben alles zu geben, weshalb er ihm befahl, sich am nächsten Vormittag einzufinden.

Nach Kröyers Meinung wurde Hans Christians Schicksal bei dieser Mittagsgesellschaft entschieden. Diesen Teil seiner Lebensgeschichte ließ er gerne unerwähnt.

Eine Meile von Odense am Mittelfahrtswege wohnte ein alter invalider Sergeant, Namens Albrecht. Im Jahre 1824, als Friedrich VI. zum letztenmale in Odense war, wurde Albrecht seines hohen Alters (96 Jahre) wegen dem König vorgestellt. Seine Majestät ließ ein Reskript ausfertigen, wonach die Pension des alten Soldaten bedeutend erhöht wurde, indem zugleich bestimmt ward, daß ein Teil derselben auf seine Witwe übergehen solle. Aber, merkwürdig genug, war Albrecht niemals verheiratet. Da sich indessen in dem Dorfe, wo er wohnte, ein junges Mädchen befand, das auch invalide war, da man ihr kürzlich ein Bein amputiert hatte, meinte er, daß es am besten wäre, ihr die Pension zu sichern und verheiratete sich mit ihr. Sie lebte 23 Jahre mit ihm, da Albrecht nämlich 119 Jahre alt wurde. Zum letztenmale sah ich ihn im Jahre 1838, als er 110 Jahre alt war. Prinz Christian hatte den bekannten Maler Bärentzen nach Odense kommen lassen, um Albrecht zu porträtieren und hatte diesem daher ein Zimmer auf dem Schlosse anweisen lassen. Aber er weigerte sich, das Anerbieten anzunehmen, indem er spaßhaft äußerte, daß er seine junge Frau nicht gut allein zu Hause lassen könnte. Er ging deshalb zehn Tage hintereinander seine zwei Meilen. Ich habe ihn mehrmals besucht, und es amüsierte mich, mit ihm zu sprechen.

Er war stets in Uniform, roter Jacke, mit schwarzem Kragen und Aufschlägen. Er war ein kleiner Mann, mager, mit einem großen weißen Bart.

Von andern bekannten Personen in Odense erinnere ich mich an den alten Iversen, den Herausgeber der Fühnischen Stiftszeitung, der gewöhnlich für einen Sohn von Ludwig Holberg gehalten wurde.*

Im Jahre 1828 hatten meine Eltern den großen Kummer, ihren ältesten Sohn, einen Studenten der Jurisprudenz, 22 Jahre alt, in Kopenhagen am Typhus zu verlieren, aus welcher traurigen Veranlassung wir nach der Hauptstadt reisten. Ich werde eine kurze Beschreibung davon geben, wie diese Reise vor sich ging.

Auf der Rolle, wie man es nannte, wurde ein Wagen bestellt, der die Verpflichtung hatte, im Winter nach zwei Stunden, im Sommer indessen — weil die Pferde auf der Weide waren — nach drei Stunden einzutreffen. Die Wagen waren von Holz, rot angestrichen und von einer fürchterlichen Höhe, weshalb zu dem Inventarium eines jeden Wagens eine Hängeleiter gehörte, die hinten lag. Nach Verlauf von fünf Stunden kamen wir nach Nyborg und wurden bei meines Vaters Onkel, dem alten Zollinspektor Klaumann, einquartiert. Als Diener benutzte er einen Sträfling, der

* Iversen war in Kopenhagen im Jahre 1748 geboren, also als Holberg 64 Jahre alt war.

an jedem Morgen in eine Art Livree gekleidet wurde, aber des Abends wieder zu der vorschriftsmäßigen Sträflingstracht zurückkehrte. Gleich nach unserer Ankunft wurde Peder, so hieß er, zur Brücke hinuntergeschickt, um zu erfahren, wann die Fähre ging. Deren Abgang richtete sich nämlich nach der Ankunft der Post, aber da diese wiederum von Wind und Wetter abhängig war, war man nicht selten genötigt, sich in Nyborg 8—10 Stunden aufzuhalten, ehe man an Bord kommen konnte. Es war unmöglich, auf dem Schiffe etwas zu kaufen, und ohne einen gefüllten Eßkorb konnte man riskieren, Hungers zu sterben, da es nichts Ungewöhnliches war, daß die Ueberfahrt nach Korsör 10—12 Stunden dauerte, ja zuweilen viel länger. Peder wurde deshalb vom alten Klaumann mit einem Holzkorb, der mit allen möglichen Viktualien angefüllt war, zum Schiffe gesandt.

Nach einer Reise von 9 Stunden, die auf Deck zugebracht wurde, da es beinahe keine Kajüte im Schiffe gab, kamen wir des Abends nach Korsör und wurden beim Gastwirt Jakobsen einquartiert. Am nächsten Morgen reisten wir weiter nach Slagelse, und da dort noch keine Chaussee existierte, so brauchten wir 3½ Stunden, um die zwei Meilen zurückzulegen. Nach einem Aufenthalt in Slagelse wurde die Reise zum Krebshause und von da weiter nach Ringsted fortgesetzt.

Aber dann waren auch die Kräfte erschöpft, so daß es geradezu eine Notwendigkeit war, dort zu übernachten. Am nächsten Morgen früh reisten wir weiter und kamen nach Verlauf von drei Tagen nach Kopenhagen, wo wir im Palais hinter dem Schloß bei dem Schwager meines Vaters, dem alten General Römer, einquartiert wurden.

Die Landkadetten-Akademie.



Die Landkadetten-Akademie.

Anmeldung auf der Akademie. — Das Lehrerpersonal. — Das Leben auf der Schule. — Strenge Behandlung. — Major Weihe. — Das königliche Theater. — Andere Vergnügungen. — Pagendienst. — Knabenstreiche. — Kadetten-Kameraden: Hameleff, Benzon-Buchwaldt. — Reorganisation der Akademie. — Besuch in Odense. — Konfirmation. — Abgang von der Akademie.

Schon bei meiner Geburt wurde ich als Landkadett eingeschrieben, da die so Eingeschriebenen das Recht hatten, späterhin in die Akademie aufgenommen zu werden.

Als ich zwölf Jahre alt war, reiste ich nach Kopenhagen und meldete mich im Dezember 1829 bei Du Plat, dem Chef des Landkadettenkorps. „Wie heißt du?“ — „Wessen Sohn bist du?“ — und „Wie alt bist du?“ waren die drei Fragen, die er an mich richtete. „Wenn du zwölf Jahre alt bist, sollst du in den ältesten Schulsaal.“

Er läutete an einer Glocke und der wachthabende Kadetten-Unteroffizier trat ein, mit einem Rohrstock in der Hand.

„Führe ihn in den ältesten Schulsaal und schreibe seinen Namen ins Protokoll.“

Ob ich lesen und schreiben konnte, darnach fragte niemand. Ich war zwölf Jahre alt und deshalb sollte ich in diese Klasse. Am 1. Januar 1830 wurde ich zum königlichen Landkadetten ernannt.

Auf dieselbe Weise wie ich wurde Thalbitzer zum Kadetten ernannt. Als Kriegsrat Muus in die Klasse hineinkam, wo T. in grauer Jacke und mit rot geränderten Augen (er litt an Drüsen) dasaß, und das neue Gesicht sah, brach er aus: „Was ist das für ein tiefäugiger Sperling, der dort sitzt? Kommen Sie hierher, Mann!“ Thalbitzer fuhr da, so fix wie er konnte, mit einer großen Tafel unter dem Arm und einigen Papieren in der Hand, zum Lehrer hin und erging sich mit viel Zungenfertigkeit und mit einem behaglichen Gesicht in folgenden Aussprüchen:

„Herr Kriegsrat! Ich bin Theodor Thalbitzer, Sohn des Majors Thalbitzer vom seeländischen Jägerkorps, Citadelle Friedrichshavn, Fortunstok Nr. 3. Sie kennen ihn vermutlich wohl. Ich selbst bin in Herrn Langelands Schule gegangen, wo ich durch meinen Fleiß und meine Tüchtigkeit mir beifolgende Atteste erworben habe, die ich mir hiermit die ehrerbietige Freiheit nehme, dem Herrn Kriegsrat zu überreichen.“

Muus, der die gute Eigenschaft hatte, nicht dulden zu können, daß sich jemand ihm gegenüber breit machte, war beinahe erstickt vor Raserei über Thalbitzers Redefluß.

Er schaffte sich Luft, indem er dem überraschten Knaben ein paar Schläge mit dem stets gegenwärtigen Rohrstock gab.

Die bei dem Korps angestellten Offiziere waren: Major Weihe, die Kapitäne Kramer und Westergaard, sowie die Leutnants Bett und Tobiesen.

Meine Klassenlehrer waren folgende: In Mathematik der später als Chef der Hochschule angestellte Major Fibiger, in Religion: Borring, in Latein: Pastor Petersen, in Militärzeichnen: Oberstleutnant Wilster vom Leibregiment, in Zeichnen: Leutnant Voigt, und in Gymnastik: Kapitän Hansen von den Leibjägern. Aller andere Unterricht wurde uns von dem bekannten Kriegsrat Muus gegeben. Es stand nie auf dem Stundenplan, welches Fach er mit uns durchnehmen würde. Es stand nur: Kriegsrat Muus. Was ganz besonders von uns verlangt wurde, war gutes Putzen, Präzision im Exerzieren, Tüchtigkeit in körperlichen Uebungen, Schwimmen und Militärzeichnen. Es war deshalb gar nicht so verwunderlich, daß das eigentliche Buchwissen nicht besonders groß war.

Im Sommer mußten die Kadetten um fünf und im Winter um sechs Uhr aufstehen. Wir lagen alle auf dem Boden in einem ungeheuren Saal, der sich über die Länge des ganzen Gebäudes erstreckte. Wir wurden

von den wachthabenden Unteroffizieren geweckt und in unsere respektiven Ankleidungszimmer heruntergeführt, wo jeder Kadett eine Kommode mit drei Fächern und darunter einen Platz für Schuhe hatte. Waschbecken und Krug waren aus Zinn. Auf einem Tisch in der Mitte stand eine große Schüssel mit selbstgemachter Schuhwichse von Kienruß, und unsere erste That war da, die Schuhe zu putzen, worauf die Reihe an uns selbst kam.

Um sechs Uhr traten wir im Speisesaal an, und nach dem Tischgebet wurden wir auf die Bänke placiert und mit ‚einer Portion‘ traktiert — so nannte man zwei runde Brotscheiben, wozu ein Freimaurerglas warmes Bier hinzugefügt wurde.

Um acht Uhr war die Parade, worauf der Unterricht begann; um zehn Uhr Frühstück (eine halbe Portion). Um ein Uhr Mittag. Der Nachmittagsunterricht begann um drei Uhr und endete um sieben Uhr. Wenn es acht Uhr war, bekamen wir anderthalb Portionen, stets ohne irgend welchen Belag. Die Mittagsgerichte waren jahraus und jahrein wochenweise ganz dieselben:

Sonntags: Grützsuppe und Braten, Montag: Suppe und Fleisch, Dienstag: Milchbrei und Braten, Mittwoch: wie am Sonntag, Donnerstag: Kohl und Fleisch, Freitag: Grütze und Braten, und Sonnabend: Warmbier mit Brot und Braten.

Es befand sich ein Arrestlokal auf der Akademie, aber es wurde verhältnismäßig wenig gebraucht, da körperliche Züchtigung die gewöhnliche Strafe war. Diese bestand in Ruten, Schlagen mit einem Tau-ende, und — was die Unteroffiziere betraf — der Fuchtel. Major Weihe, von Geburt Norweger, war, wie es damals Schick und Brauch, hart und brutal gegen die Kadetten, aber nicht ohne einen gewissen trockenen Witz. An einem der ersten Tage als ich auf der Akademie war, wurde ein Kamerad von mir zu 15 Rutenstreichen verurteilt, weil er einige Kleinigkeiten gestohlen hatte. Die Exekution ging im Schlafsaal vor sich, wo ein Bett für den Delinquenten vorgezogen wurde, während die Klassenschüler einen Kreis um ihn bildeten. Der Portier Lambrecht schwang die Rute mit Fertigkeit. Mir, da ich selbstverständlich an Heim-weh litt, wurde es weich ums Herz, da ich das Blut hervortröpfeln sah, und ich begann zu weinen. Major Weihe wandte sich da nach mir um und sagte: „Ich kann diese Krokodilsthränen für den Tod nicht ausstehen!“

Major Weihes Spezialität war es übrigens, aufs Ohr zu schlagen, und so ein Schlag, der bei jeder Gelegenheit fiel, dröhnte wie ein Pistolenschuß. Eines Tages bei der Parole kam er herein, hatte ein schmutziges Taschentuch auf einem Lineal hängen und brach los: „Voici un mouchoir trés délicat!“ Einer der Ka-

detten streckte die Hand darnach aus, bekam aber zugleich eine Gewaltige an den Kopf.

Unter unseren Kameraden gab es einen, der den Namen ‚Der Prinzessinnen-Liebhaber' führte, weil er — auf einem Plankenwerk des Nachbarhofes von Prinz Wilhelms Palais auf dem St. Anna-Platz hängend — ein Gespräch mit der Prinzessin Marie von Hessen eingeleitet hatte. Er war sehr schön und stolz auf das Glück, das er bei den Damen hatte. Eines Tages ging ich mit ihm zu Weihe hinein, um ihn um Erlaubnis zu bitten, des Abends auszugehen. Zu unserem Unglück hielt sich das junge und schöne Fräulein Christiane drinnen im Zimmer bei dem Vater auf. Mein Kamerad machte ihr eine Reverenz und indem er sagte: „Gnädiges Fräulein!" führte er galant die Hand zum Herzen. Darauf richtete er sich auf und wandte sich zum Major. Aber es blieb ihm nicht Zeit, mehr zu sagen, als ‚Herr Major!' Der Vortrag wurde plötzlich durch eine knallende Ohrfeige unterbrochen. Um mich nicht einer ähnlichen Behandlung auszusetzen, machte ich stracks, daß ich zur Thür hinaus kam.

Ein Kadett Stokfleth bat einmal den Major um Erlaubnis, des Abends auszugehen. „Warum?" sagte er. „Ich habe Geburtstag, Herr Major!" — „Mir scheint, er hat jeden dritten, vierten Monat Geburtstag, Stokflethchen? Was haben wir denn heute für ein

Datum?“ — Als Stokfleth auf diese unerwartete Frage keine Antwort geben konnte, knallte der Pistolenschuß.

Einmal, als ich im Krankenzimmer lag, kam Weihe hinauf, um zu visitieren. In dem Bett nächst der Thür lag der Kadett Jahn, ganz zugedeckt, so daß nur der Kopf frei war. Indem er ihn bemerkte, brach Weihe los: „Da liegt Jahn, schwabblig und fett, und selten adrett! Wann steht er auf?“ —

„Morgen, Herr Major!“ —

‚Morgen, morgen — nur nicht heute
Sagen immer träge Leute!‘

deklamierte der Major, indem er dem überraschten Jahn den Rhythmus mit zwei kräftigen Schlägen auf die Ohren markierte.

Die Kadetten-Akademie hatte eine Loge im königlichen Theater, und eine gewisse Anzahl Kadetten wurde jeden Abend dorthin kommandiert. Eines Tages bei der Parole war durch eine Vergeßlichkeit kein Kadett ins Theater beordert. Weihe wählte also aufs Geratewohl aus, wer da gehen sollte, indem er sagte: „Dann mag er, und er, und er“ u. s. w.

„Wieviel sind es?“ fragte er den Unteroffizier.

„Sechs, Herr Major. Es fehlen noch zwei!“

„Was wird heute abend gegeben?“

„Jeppe vom Berge, Herr Major.“

„Ja, dann mag dieser Bruus, der Bauernjunge

vom kleinen Dunkelhof, und dann der Gelbschnabel, dieser Rössing, dahingehen."

„Sehr verbunden, Herr Major!" fuhr Rössing los.

Da ich stets großes Interesse für die darstellende Kunst hatte, so erinnere ich mich deutlich der Vorstellungen, die ich im Theater während dieser seiner merkwürdigen Größenperiode gesehen habe. Ich war an dem Abend im Theater, als Karl Winslöv, der ein kleiner, schmächtiger und sehr schwächlicher Mann war, sterbend von der Scene getragen wurde, nachdem er Ludwig XI. gespielt hatte.

Um diese Zeit wurde Aubers ‚Die Stumme von Portici' in den verschiedenen Städten Europas aufgeführt und war stets von tumultuarischen Auftritten begleitet. Das erstemal, als sie hier in Scene ging, war ich ins Theater kommandiert. Aber wir kamen nicht weiter als bis zu Königs Neumarkt, der schwarz von Menschen war. Hier kam ein Kadetten-Unteroffizier und holte uns wieder heim.

Außer dem königlichen Theater gab es nur wenig Vergnügungs-Etablissements in Kopenhagen. Auf dem sogenannten Variété-Theater gegenüber der Schießbahn, die eigentlich nur ein Holzschuppen war, spielte die Familie Price zweimal in der Woche. Die beiden jungen Jüdinnen, die Schwestern Levin, errangen durch ihre Schönheit und Jugend stürmischen Erfolg. Sie heirateten später die Brüder Price.

Ab und zu gastierte in dem Theater auch einer oder der andere ausländische Künstler. Unter ihnen erinnere ich mich eines Mannes, der sich ‚Skandinavischer Windbeutel P. Dahl aus Norwegen‘ nannte. Er machte seine Kunststücke ganz oben unter der Decke und schloß — wie auf dem Plakat stand — mit „einfachen und doppelten Strapazen.“ An dem Abend, als ich ihn sah, war er vermutlich ziemlich gewaltsam bei den Strapazen vorgegangen, denn sein Trikot platzte, und zu des Publikums großem Vergnügen währte es ziemlich lange, ehe man ihn von der ziemlich großen Höhe herunterbekam. Der Erbprinz nebst Gemahlin wohnten der Vorstellung bei.

Ferner gab es noch das Theater in der Kanikengasse, die Kalkgrube genannt. Hier wurden im Winter einzelne Vorstellungen gegeben, vornehmlich von dem bekannten Deklamator Bagge. Das Vergnügen bestand eigentlich darin, daß die Leute mitredeten und den unglücklichen Bagge aus dem Konzept zu bringen suchten. Hier tanzte auch die Gräfin Danner* als Louise Rasmussen mehreremale ‚Cachucca‘ und andere Tänzchen.

Ein Matrose gab einmal anfangs der dreißiger Jahre einige Taschenspieler-Vorstellungen auf dem Boden eines

---

* Spätere Gemahlin König Friedrichs VII. von Dänemark.

Zwischengebäudes in der Adelstraße. Einer solchen Vorstellung wohnten meine Kameraden und ich bei. Das Entree betrug acht Schilling. Im Saale stand ein Tisch aus Tannenholz, und vor demselben war eine Schnur ausgespannt, die markierte, wie weit die Zuschauer kommen durften. Die Beleuchtung bestand aus einer an der Wand hängenden Thranlampe und zwei gezogenen Lichtern auf dem Tisch, die der Matrose mit den Fingern schnäuzte, worauf er die Schnuppen auf den Fußboden warf. Zum Ausüben der Kunststücke gab es eine Anchovisdose mit einem roten Band umwunden und einige Pappschachteln. Er leitete die Vorstellung mit folgender Rede im Nyboder-Jargon ein: „Ich werde mir nun erlauben, dem hochgeehrten Publikum mitzuteilen, daß ich mich abwechselnd der dänischen und der deutschen Sprache bedienen werde, indem die dänische Sprache zu einzelnen der Kunststücke ganz und gar nicht paßt."

Von diesen Kunststücken selbst erinnere ich mich deutlich an eines: Er nahm ein Ei, hielt es vor das Licht, um zu zeigen, daß es frisch wäre, schluckte es darauf hinunter und zog es gleich darnach — als hart gekocht — aus dem Körperteil heraus, dessen man sich bedient, wenn man sitzen will. Diese Nummer, die freilich auch die Schlußnummer war, hatte ungeheuren Erfolg und wurde auf Verlangen da capo gegeben. Das Ganze endigte damit, daß er das Ei einem der

Zuschauer übergab mit dem Ersuchen, es aufzuschlagen und zu essen, um sich und die anderen zu überzeugen, daß es wirklich hartgekocht wäre.

Für die königlichen Tafeln mußte das Korps einen Teil Unteroffiziere oder Repetenten, wie man sie später nannte, abgeben, um Pagendienste zu verrichten. Aber da der König und die Königin jeder zwei Pagen hatten und die übrigen Mitglieder der königlichen Familie jeder einen, so wurden öfters Kadetten zur Aushilfe hinzugezogen.

Zu diesem Dienst bin ich zweimal kommandiert worden. Zum erstenmale auf Amalienburg, wo ich der Prinzessin Luise von Hessen zur Aufwartung zugeteilt wurde. Ich machte gewiß meine Sache sehr schlecht, teils weil ich des Dienstes ungewohnt war, teils aus Zerstreutheit durch das Anschauen der sechzehnjährigen Schönheit. Wir wurden von dem Pagendiener Bindekilde im Keller in unsere Livree eingekleidet. Die Tracht war ganz dieselbe wie die der Lakaien, nur daß unser Rock mit Gold statt mit Silber besetzt war.

Das zweitemal war ich auf Friedrichsberg befohlen und wartete als einer der beiden diensttuenden Pagen dem König auf. Er aß einen Teller Suppe mit zwei Eiern darin und ein Stück gekochter Rinder-

brust mit geschmorten Karotten. Das war alles, was er genoß. Den Rest der Zeit füllte er mit einem Nickerchen aus. Zum Dessert nahm er ein paar Zuckerplätzchen, die er in Rotwein tauchte.

Wenn Friedrich VI. an seinem Geburtstag in das königliche Theater fuhr, geschah es mit großem Pomp. Er saß in einem Goldwagen, von weißen Hengsten gezogen und wurde von der Garde zu Pferd eskortiert. Vor dem Wagen gingen sechs Läufer. Dieser Aufzug war ein großes Fest für die Kopenhagener Jugend, die ihrer Freude Luft machte durch den Ausruf: „Da ist er!" und auf die Finger pfiff. Diese Vorstellung wollten wir einmal in der Akademie aufführen. Ein Tisch wurde in den Korridor gebracht, mit der Platte nach unten und den vier Beinen in der Luft; er sollte den Wagen darstellen. Fünfundzwanzig der stärksten Kadetten waren die Pferde, die im Verein mit einer gleichen Anzahl Reiter die Eskorte bildeten. Andere, darunter ich, die eine seltene Fertigkeit darin hatten, auf den Fingern zu pfeifen, stellten die Straßenjungen vor. Vor den Wagen wurden sechs Kadetten gespannt, während ein armer, schwächlicher, kränklichaussehender, blaßwangiger Kadett, der Hammeleff hieß, dazu erwählt wurde, Friedrich VI. darzustellen. Unter ungeheuerem Jubel und großem Spektakel setzte der Zug sich in Bewegung, als mit einemmale die Thür

aufging und Du Plat mit vier Unteroffizieren mit Rohrstöcken uns entgegenkam. Der Feldruf war augenblicklich sauve qui peut! Wer vornehmlich darunter zu leiden hatte, war der arme Friedrich VI., der nicht schnell genug aus dem Wagen kommen konnte. Die vier Rohrstöcke sausten über seinen mageren Körper.

Hammeleff, den Kriegsrat Muus ‚Morpheus' oder ‚den Gott des Schlafes und den Minister des Todes' zu nennen pflegte, gehörte zu denen, denen sich niemals das Glück beigesellte. Im Anfang des Krieges 1848 wurde er hart am Kopf verwundet von einer Kugel, die ihn beinahe skalpierte. Er blieb wie tot auf dem Schlachtfelde liegen, kam aber doch im Laufe einiger Jahre wieder soweit auf, daß er sich kurze Zeit nach der Schlacht bei Idsted wieder zum Dienst bei der Armee melden konnte. Er kam um elf Uhr abends nach Schleswig und ging sofort am nächsten Morgen mit seiner Abteilung, zu der von General Hansen kommandierten sogenannten Heu-Expedition ab. Einer der ersten Schüsse — wenn nicht der erste — traf Hammeleff gerade zwischen die Augen, so daß er auf der Stelle tot war.

Meine Leichenrede auf ihn war folgende: „Das ist das erstemal im Leben, mein alter Freund, daß du Glück gehabt hast!"

Ein anderer meiner Kadetten-Kameraden, Benzon-

Buchwaldt, hatte später ein sonderbares Schicksal, das mir von Dr. Bierfreund, der in russischen Diensten stand, erzählt wurde, als er im Cholerajahr 1853 zum letztenmale hier im Lande weilte. Ein paar Monate bevor wir das Offiziers-Examen machten, kam der wachthabende Offizier herein und holte Benzon-Buchwaldt zum Chef, dem Kammerherrn von Linde, ab. Eine halbe Stunde später kam er in die Klasse, packte seine Bücher zusammen und verschwand für immer. Er ging nach Rußland, wo er bald in Petersburg dank seiner Kenntnisse und seines gewandten Wesens in mehrere vornehme Häuser eingeführt wurde. Durch Protektion wurde er Offizier und erhielt sogar die Erlaubnis, das Generalstabs-Examen zu machen, was damals sonst nur den jungen Adeligen des Landes vorbehalten war. In einem Alter von 28 Jahren war er Major und hatte Garnison in Kronstadt, wo auch Dr. Bierfreund als Militärarzt angestellt war. Jedes Jahr wurde in Archangel ein Linienschiff aus Tannenholz gebaut, und zu seiner Bemannung wurde ein Kommando von 6—800 Marinesoldaten hingesandt. Benzon-Buchwaldt begleitete ein solches Kommando in seiner Eigenschaft als Generalstabs-Offizier. Aber einige Tage vor der Ankunft in Archangel wurde er plötzlich arretiert und ist seit der Zeit spurlos verschwunden.

Im übrigen ist es recht merkwürdig, daß Bierfreund

dasselbe Schicksal haben sollte. Von Kopenhagen reiste er 1853 nach Paris, kam wieder nach Dänemark zurück, wo er mehreremale in meinem Hause war, und begab sich im Herbst auf seinen Posten als Oberarzt in Tula zurück. Sofort nach seiner Heimkehr verschwand er plötzlich und es war nicht möglich, weder auf privatem Wege noch durch die Gesandtschaft, irgendwelche Aufklärung darüber zu schaffen, was aus ihm geworden war. Das Gerücht, das ja freilich meist nicht die Wahrheit spricht, erzählte, daß er zu einer gewissen Anzahl Knutenhiebe an zwei aufeinanderfolgenden Tagen verurteilt worden war, und daß er am zweiten Tage während der Exekution den Geist aufgab.

Zu Beginn des Jahres 1831 wurde eine Reorganisation der Kadettenschule vorgenommen. Daß für die Notwendigkeit einer solchen die Augen geöffnet wurden, ging so zu:

Dannemand* ging 1829 als Offizier von der Akademie ab. Dem Reglement zufolge sollte demjenigen, der mit 1 bestand, ein Ehrensäbel zuerteilt werden. Du Plat wollte nun absolut haben, daß Dannemand mit diesem Säbel dekoriert würde. Aber zum Unglück für Dannemand und auch für Du Plat

---

* Sohn Friedrichs VI.

waren in derselben Klasse zwei ausgezeichnet tüchtige Kadetten, Andrae und Adolf Fibiger, und es war — selbst für diese Zeit — zu grob, daß Dannemand den Ehrensäbel haben sollte und die beiden andern nicht. Infolgedessen geschah das Merkwürdige, daß diese Auszeichnung dreien zu teil wurde. Friedrich VI. war sehr zufrieden damit, daß seinem Sohn ein Ehrensäbel zuerkannt worden war. Aber nun wollte es das Unglück, daß der König später eines Abends darauf kam, ihn selbst über das Thema des Tages, General Chassés Verteidigung von Antwerpen (1830), zu examinieren, und als einiges geschrieben werden sollte, kam es an den Tag, daß ihm die allersimpelsten und notdürftigsten Kenntnisse abgingen.

Da sah der König ein, daß es nicht gut um die Landkadetten-Akademie stünde und übertrug dem alles vermögenden Adjutanten Abrahamson die Ausarbeitung eines neuen Planes, der am 11. März 1831 der allerhöchsten Bestätigung unterbreitet und am 1. Mai desselben Jahres realisiert wurde. Das letzte Examen, das um Neujahr 1831 stattgefunden hatte, wurde für alle Kadetten kassiert, und im April mußten wir uns einem neuen Examen unterwerfen, dessen Resultat war, daß keiner würdig befunden wurde, in die älteste Klasse aufzurücken, weshalb auch die Armee ein ganzes Jahr lang keinen Zufluß erhielt. Die meisten mußten hübsch

in die jüngste Klasse hinabspazieren, und diese wurde wegen ihrer großen Schülerzahl in vier Abteilungen geteilt. Linde, der früher Chef der Artillerieakademie gewesen war, wurde zum Kommandeur des Kadettenkorps, und Prinz Phillipsthal, Chef der Garde zu Pferde, zum Chef des Korps ernannt. Sämtliche bisher angestellten Offiziere und Lehrer wurden — mit Ausnahme des Kapitäns Tobiesen, der Nächstkommandierender wurde — vom Dienst verabschiedet. Die neuen zum Dienst bei dem Korps angestellten Offiziere waren: die Leutnants Smidth von den Kastelljägern, Jeß vom oldenburgischen Infanterieregiment, Kücker vom ersten jütschen und Moltke vom Königin-Leibregiment, ein Bruder des späteren preußischen Feldmarschalls.

Der Ton, der Unterricht und die Einteilung des Dienstes wurde wie durch einen Zauberschlag verändert, und zum erstenmal — wenn auch nicht zum letzten — sollte ich erfahren, wie schädlich jeder plötzliche Uebergang ist. Wir Knaben, die wir bei allen möglichen Gelegenheiten Prügel bekamen, hörten jetzt auf einmal durch einen Parolebefehl, daß uns in Zukunft keiner der Offiziere schlagen konnte, außer wenn wir in die zweite Klasse herabgesetzt wurden, oder, wie man es nannte, unter strenger Disziplin standen. Das zeigte bald seine schädlichen Folgen. Die Kadetten waren nicht mehr zu regieren, und von denen, die

mit mir in der Klasse waren, nehme ich an, daß mindestens zwanzig im Laufe des ersten Jahres abgingen.

Einer meiner besten Freunde unter den Kameraden war Adolf Zepelin, der Sohn des Kommandeurs der Garde. Er wohnte gegenüber dem Rats- und Gerichtsgebäude, und ich genoß viel frohe Stunden in seinem Heim. Als Kapitän Moltke, der Kompagniechef bei der Garde und Kavalier bei der Prinzessin Charlotte, im Jahre 1834 starb, wurde eine Nummer bei der Garde ledig, die Friedrich VI. Zepelins Sohn versprach. Als ich eines Tages bei dem General zu Mittag aß, bekam er Nachricht davon, daß noch eine Nummer ledig war. „Wollen Sie sie haben unter der Bedingung, daß Sie auf Adolf verzichten?“ fragte er. Ich sagte natürlich ja, und mein Schicksal war entschieden. Ich lernte außerordentlich fleißig, um mein Offiziersexamen zu bestehen und stand stets des Morgens um vier Uhr auf. Nachdem ich mein Examen gemacht hatte, ging ich von der Landkadetten-Akademie ab und meldete mich zum Dienst bei der Leibgarde am 1. Mai 1837.

Während meiner ganzen Kadettenzeit war ich nur einmal zu Besuch in Odense. Das war im Jahre 1833, und die Tagespost war da in vollem Gange. Sie kam mir wie der Gipfelpunkt aller guten und schnellen Beförderung vor. Die Tagespost hatte vier Sitze mit drei Passagieren auf jedem, und der Vorteil bestand

darin, daß derselbe Wagen durch ganz Seeland ging, indem auf jeder Station Pferde parat standen, um sofort angespannt zu werden.

In demselben Jahre, am 15. Oktober 1833, wurde ich in der Garnisonskirche von unserem Lehrer für Moral, dem alten Professor Brorson, konfirmiert, der, da er ein schöner und adretter Mann war, den Namen ‚des Herrgotts Kammerjunker' erhalten hatte. Später wurde er von uns Kadetten, anläßlich des Reformationsfestes 1836, zu unseres Herrgotts Kammerherrn ernannt.

Aus Friedrichs VI. Zeit.





König Friedrich VI.

Aus Friedrichs VI. Zeit.

Vorstellung vor Friedrich VI. — Lebensweise bei Hofe. — Wachtdienst. — Exerzierschule. — Besuch des russischen Großfürst-Thronfolgers. — Feuersbrunst. — Behandlung der Mannschaft. — Züge zur Beleuchtung von Friedrich VI. Charakter. — General Römeling. — Aus dem Vorzimmer. — Graf Harthausen. — Andre Personen am Hofe. — Ole Bull. — Thorwaldsen. — Oehlenschläger. — Des Königs Tod.

An demselben Tag, an dem ich die Landkadetten-Akademie verließ, wurde ich von dem General Zepelin dem König Friedrich VI. vorgestellt. Er sah mich flüchtig an und brach dann in dieser kurzen trockenen Weise, in der er die Worte hervorstieß, los:

„Sie sind so jung. Versehen Sie den Dienst gut und kommen Sie nicht auf schlechte Wege!"

Darauf meldete ich mich bei dem allesvermögenden General-Adjutanten Franz Christoph Bülow, der ein hoher, schöner Mann war mit außerordentlich lebhaften und klugen Augen. Ich wurde sofort auf das gymnastische Institut kommandiert, um dort einen Kursus durchzumachen; darnach war ich zehn Wochen als Rekrut auf der Exerzierschule der Garde und begann dann den eigentlichen Dienst beim Korps.

Die Offiziere der Garde hatten damals volle Verpflegung bei Hofe. Die tägliche Tafel, an welcher außer uns alle die bei Hofe angestellten Kavaliere teilnahmen, fand um 2³/₄ Uhr in der sogenannten Rose statt, die sich im ersten Stock des Seitengebäudes befindet, das nach der Friedrichstraße zu gelegen ist. Wir traten in roten Uniformen mit Silberbesatz und Tschakos mit Schnüren gekleidet an und versammelten uns in einem der Gemächer in Christian VII. Palais, wo wir nach dem Rang aufgestellt wurden, die Vornehmsten auf dem rechten Flügel. Wenn die Gesellschaft versammelt war, wurde es dem Oberhofmarschall gemeldet, welcher dann, des Königs Person repräsentierend, eine kurze Cour abhielt, worauf wir, mit ihm an der Spitze, zu Tisch gingen.

Für das Mittagessen bestand folgende Vorschrift: Zwei Suppen, von denen die eine stets klare Bouillon war; Entrée je nach der Jahreszeit; darauf das ganze Jahr hindurch gekochte Ochsenbrust mit verschiedenen Sorten Gemüse dazu, Braten oder Fisch, ein Zwischengericht und wieder Braten. Zum Dessert gewöhnlich nur Zuckerplätzchen. Bei jedem Couvert stand eine halbe Flasche Rotwein. Mehr gab es nicht. Madeira, Portwein und andere Weine kamen nur bei den sehr großen Tafeln aus feierlichem Anlaß vor. Nach Tisch wurde Kaffee getrunken und zugleich hielt der Oberhof-

marschall Cour ab. Darauf wurden die Flügelthüren geöffnet, und nach einer gewöhnlichen Verbeugung bei seinem Fortgang war der Mittagstisch zu Ende.

Des Abends bestand die für uns vorgeschriebene Kost in folgendem: Ein Hammelbraten, ein bestimmtes Quantum Butter, ein großes Bärmbrot, ein Sauerbrot, eine halbe Flasche Rotwein, eine halbe Flasche Doppelbier, eine ganze Flasche Weißbier und fünf Kuchen. Zum Frühstück dasselbe mit Ausnahme von Wein und Kuchen. Mit Thee servierte man niemals, wogegen im Sommer oft große Körbe mit Früchten in die Wachtstube hinuntergebracht wurden.

Für mich, der gerade von der Landkadetten-Akademie kam, wo die Kost ja weder gut noch reichlich gewesen, war es eine große Veränderung, so aus dem Vollen heraus tafeln zu können. Ich ging mit einem solchen Löwenmut an das Essen, daß ich nach dem zweiten, dritten Gericht nichts mehr herunterbringen konnte. Ich erinnere mich, daß ich in hohem Grade den Oberkammerjunker Yoldi beneidete, weil er von allem aß, als ob er vorher nichts zu essen gekriegt hätte, und daß ich in meinem stillen Sinn dachte, ob es mir wirklich im Laufe der Zeit einmal glücken würde, ein solcher Kerl zu werden.

Hofmarschall Graf Harthausen paßte genau auf, daß man so selten wie möglich das Messer bei der Tafel brauchte. Selbst Fleisch sollte mit der Gabel

geschnitten werden. Da ich im Anfang diese Finesse nicht kannte, bekam ich die Zurechtweisung mit folgenden Worten:

„Grimserod! (so hieß der Vorschneider) wollen Sie dem wachthabenden Leutnant von der Garde ein anderes Stück Fleisch geben. Er hat das Malheur gehabt, ein Stück zu bekommen, zu dessen Zerschneiden er das Messer gebrauchen muß.“

Da Lakaien in roter Livrée nicht aufwarten durften, wenn der König nicht anwesend, war in der Rose ein festes Civil-Personal angestellt. Einer der Diener, welcher Baslunde hieß und früher bei General Bülow in Dienst gestanden hatte, erzählte mir folgendes: Da ich in meiner Stellung bei dem General sehr gebunden war und niemals fortkommen und meine Braut besuchen konnte, so gab ich ihr zuweilen abends ein Stelldichein an der Garnisonkirche. Während wir eines Abends dort standen, ging der König vorbei und blickte mich an, und als ich ihm einige Jahre später als königlich ernannter Aufwärter in der Rose vorgestellt wurde, hielt er mir folgende Rede:

„Er hat einen guten Leumund von Bülow, und deshalb habe ich ihn in meinen Dienst genommen, aber diese Opfer an den Kirchenstock der Garnisonskirche möchte ich mir in Zukunft verbeten haben!“

An den Tafeltagen Montag und Donnerstag waren

der König und die Königin zur Stelle. Die Königin sprach an der Tafel mit allen ohne Ausnahme, selbst mit den Wachthabenden. Der König dagegen sprach sehr selten mit jemand, sondern stand gewöhnlich mitten im Zimmer aufgepflanzt. Bei Hofe war alle vierzehn Tage Ball und alle vierzehn Tage Tafeltag.

Der König kam um 7½ Uhr, blieb aber selten länger als eine halbe Stunde, wogegen die Königin oft längere Zeit dablieb. Sie spielte dann Reversie mit einer Dame und zwei Herren, während beständig zwei Pagen hinter ihrem Stuhl placiert waren. Das Souper war vollständig wie ein Mittagessen, nur mit dem Unterschiede, daß man die Bouillon in Tassen bekam. In solchen Fällen waren die Offiziere der Garde in Gala-Uniform, weiße Kniebeinkleider, Seidenstrümpfe und Schuhe mit Spangen. Das erste Mal, als ich einem solchen Fest beiwohnte, hörte ich den König zur Königin sagen, als sie den Gang über der Kolonnade passierten:

„Du sollst deinen Shawl umnehmen!"

Und als sie es entweder nicht hörte oder nicht beachtete, da brüllte er aus Leibeskräften noch einmal:

„Du sollst deinen Shawl umnehmen!"

Ich weiß noch, daß ich bei mir selbst dachte: „Du sollst dich in acht nehmen; sonst kannst du leicht eine Tracht Prügel riskieren."

Die Wache auf Schloß Friedrichsberg war links in der Thür, und die Offiziere hatten Wachtaufenthalt in einem Zelt, das im Rondel vor der Söndermark* stand. An der Haupttreppe im Schloßhofe durfte außer dem König und der Königin niemand aus dem Wagen steigen; selbst die nächsten Mitglieder der königlichen Familie mußten in den kleinen Thorwegen der Seitengebäude in und aus den Wagen steigen. Die Damen und Herren, welche die hohen Herrschaften begleiteten, durften nicht einmal in den Hof einfahren, sondern mußten draußen halten. Keiner der Lakaien durfte im Hofe hinter dem Wagen stehen, sondern sie mußten ihm zur Ausfahrt nachlaufen. Der Schlüssel zur Söndermark wurde in der Wache aufbewahrt, und es war Unbefugten streng verboten, dort hinein zu gehen.

In der Stadt wurde die Parole täglich im Reithaus der Königin um $11^{3}/_{4}$ Uhr ausgegeben, worauf die Wachtparade um 12 Uhr aufzog. Die Stärke war: ein Kapitän, ein Leutnant, zwei Unteroffiziere, drei Spielmänner und 42 Gardisten. An jedem Montag war Königsparole auf Schloß Amalienburg. Zu dieser traten sämtliche Stabsoffiziere der Garnison an, die in einem Rundkreis nach ihrer Anciennetät aufgestellt

* Platz bei Kopenhagen.

wurden. Der König flüsterte dann die Parole dem ältesten Offizier zu, der sie wieder seinem Nebenmanne zuflüsterte und so immer weiter, bis der König die Parole von dem jüngsten zurückerhielt.

An den Geburtstagen, im Januar und Oktober, und an dem Tage der Eröffnung des Oberappellationsgerichts zog die Wachtparade in Gala auf, wozu weiße Leinen-Beinkleider und Stiefeletten gehörten. An diesen Festtagen war in der Brandwache ein Mann zur Stelle, mit einem angebrannten Pfropfen, der damit betraut war, den bartlosen Gardisten einen Schnurrbart anzumalen. Das Oberappellationsgericht wurde am ersten Donnerstag des Monats März von dem König eröffnet, der bei dieser Gelegenheit stets Admirals-Uniform trug (Christian VIII. dagegen war in einem Civil-Sammtrock, Kniebeinkleidern und Seidenstrümpfen). Die Fahrt von Amalienburg war so festlich wie möglich: Glaswagen, weiße Hengste, Eskorte, Läufer, Stallmeister zur Seite u. s. w. Auf Christiansburg paradierten die beiden Abteilungen der Garde und das Leibjägerkorps. Drinnen im Saal selbst waren unter dem Kommando eines Leutnants sechzehn Trabanten dem König gegenüber aufgestellt. Die Trabanten waren Unteroffiziere der Garde, und sie paradierten mit Kreuzgewehren (Hellebarden).

Im Jahre 1838 wurde ich vom König zum Chef

der Garde-Exerzierschule ernannt, und ich lebte ausschließlich der Erfüllung meiner Pflichten, in dem Bewußtsein, daß mir eine große Ehre widerfahren war. Da ich gerade 21 Jahre vollendet hatte, war ich dem Alter nach der Jüngste von allen Mitgliedern der Schule. Ich nehme wohl an, daß das Buchwissen bei der Jugend heutzutage größer ist als zu meiner Zeit; aber in Bezug auf Selbständigkeit waren die Offiziere damals weit voraus. Man kann es sich jetzt wohl nicht recht vorstellen, daß man einem so jungen Offizier ein so großes und vollständig von allen unabhängiges Kommando giebt. Die Schule bestand aus ca. 100 Rekruten und acht Unteroffizieren. Die Mannschaft mußte an jedem Morgen um 4 Uhr auf und um 4³/₄ Uhr zum Ausrücken bereit sein. Die Uebung war um 11 Uhr vormittags vorbei, begann aber nachmittags um 2³/₄ Uhr wieder und währte bis um 7 Uhr. Um 9 Uhr sollten alle zur Ruhe gegangen sein. Zehn Wochen hindurch war der Dienst unaufhörlich derselbe, und die Mannschaft erhielt niemals Erlaubnis zum Ausgehen, ausgenommen am Sonntag Nachmittag.

Am 4. September präsentierte ich die Schule vor dem Könige, der selbst alles kommandierte, was gethan werden sollte, während ich neben seinem Pferde gehen mußte. Er sprach ein paar freundliche Worte zu den Leuten und indem er fortritt, sagte er zu mir: „Sie

sollen die Schule nächstes Jahr wieder haben." An demselben Tage wurde die Garde zu Pferde dem König von dem Schulvorstand, Leutnant von der Maase, präsentiert. Als der König sie in Felddienst examinierte, wandte er sich um und rief der Erbprinzessin Karoline die ihn im Wagen auf das Feld hinaus begleitet hatte, zu: „Komm hierher, Karoline, da wirst du hören wie ausgezeichnet sie antworten."

Im Monat August kam der Großfürst-Thronfolger von Rußland hierher und bekam auf Christiansburg Wohnung angewiesen. Ich hatte die Ehre, die erste Wache bei ihm zu haben. Die Wache stand rechts im Portal aufmarschiert, und gegenüber standen alle die hohen Herren, um ihn zu empfangen. Als er aus dem Wagen gestiegen war, kam er sofort zur Wache herüber. Die Glieder wurden geöffnet, er sah die Gewehre und Säbel an und verlangte darüber von mir Erklärungen. Ich war zum Frühstück befohlen und wurde dort den ihn begleitenden Herren vorgestellt, von welchen ich später mehrere wiedererkannte, als ich sie nach Verlauf von 38 Jahren in St. Petersburg traf. Von dänischen Herren waren ihm attachiert: Graf Blom, der Schloßkommandant war, Graf Baudissin* von der

---

* Otto Friedrich Magnus, Graf von Baudissin, geb. zu Rantzau, 5. Juli 1792, that sich 1848 im Kriege ehrenvoll her-

Garde und als Hof-Intendant Etatsrat Schönberg. Der König hatte eine große Truppenstärke in Kopenhagen zusammenziehen lassen, die vor dem Großfürsten manövrieren sollte; aber da er nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen hier in der Stadt krank wurde, reduzierte man die Evolutionen zu einem Parademarsch auf dem Schloßplatz von Christiansburg unter des Königs eigenem Kommando. Der Großfürst schaute von einem Fenster des Schlosses aus zu.

Ein Rezept, das des Großfürsten Leibarzt geschrieben hatte, ordinierte eine so starke Dosis Medizin, daß der Apotheker sich fürchtete, es auszuliefern. Er wandte sich deshalb an Prinz Christian, der sofort seinen Leibarzt, Professor Jakobson sandte, der von jetzt ab die Behandlung des Großfürsten übernahm. Da das Schloß bisher unbewohnt gewesen war, verlangte Jakobson, daß der Großfürst sofort ausziehen sollte, und in 24 Stunden wurde das jetzige Kronprinzenpalais instandgesetzt. Hier wohnte der Großfürst ca. fünf Wochen und erhielt täglich den Besuch des Königs.

---

vor. Er trat bei Beginn des Widerstandes gegen die Einverleibung von Schleswig in die schleswig-holsteinische Armee ein, und leistete ihr besonders in dem Gefecht bei Bau große Dienste, erhielt bei Kolding und Idstedt gefährliche Verwundungen. Den ihm später angetragenen Oberbefehl über die Armee lehnte er ab, zog sich 1851 vom Dienst zurück und lebte bis zu seinem 1865 erfolgten Tod meist auf seiner Besitzung Hainburg.

Im folgenden Jahre, 1839, präsentierte ich zum zweiten- und letztenmale meine Schule vor dem Könige.

Wenn hier in der Stadt Feuer ausbrach, herrschte ein solcher Tumult in Amalienburg, daß man annehmen mußte, eine Revolution wäre im Begriff auszubrechen. Die wachthabenden Offiziere von beiden Abteilungen der Garde, der diensthabende Adjutant, der Generaladjutant, ein Brandoffizier, sowie die jüngsten Leutnants der Garde zu Pferde, der Garde zu Fuß und des Königs eigenem Regiment mußten sich sofort im Vorgemach einfinden, — die drei letztgenannten, um die Fahnen zu retten. Die Reitpferde wurden gesattelt, Ordonnanzen zu Pferde und zu Fuß abgesandt; der König selbst fand sich fast immer im Vorgemach ein. Ich erinnere mich, daß einmal einer der gemeinen Gardisten, ein Dithmarscher, der Dresden hieß, in die Stadt gesandt worden war, um nähere Nachrichten über eine Feuersbrunst einzuziehen. Graf Holck hatte Wache und war mit mir zugleich im Vorgemach, als Dresden zurückkam, um Rapport zu erstatten. „Laßt ihn zu mir hereinkommen!“ rief der König, und Dresden wanderte da vor ihn hin, indem er seine Stiefelhacken so aufsetzte, daß eine große Fliese aus dem Parkettfußboden sprang. Darauf richtete er sich gerade auf und brüllte mit einer gewaltigen Stimme:

„Ich habe die Ehre, Majeschtät zu melden, daß das Feuer in Schlippen ausgebrochen ist, aber dat der Herr Brandmajor Qvist gesagt haben, daß das Feuer nix wäre!“

Darauf trat er ab. — Der König folgte ihm mit den Augen, bis er aus der Stube war, worauf er sich zu dem Grafen Holck umwandte und sagte:

„Das war eine außerordentlich klare und deutliche Meldung. Das macht Ihrer Dressur viel Ehre.“

Eines Morgens, als ich auf Wache war, erhielt ich um zwei Uhr Meldung davon, daß im Lazarett in Christianshavn Feuer ausgebrochen wäre. Es stand damals in Verbindung mit einem Teil des Waisenhauses. Aber in welchem Teil des Gebäudes das Feuer ausgebrochen war, wußte man nicht. Ich ging sofort hinauf und weckte den wachthabenden Lakaien, damit er es dem König sagen solle. Fast augenblicklich kam der König zu mir hinaus, in Unterhosen und blauem Rock.

„Ist es das Waisenhaus, das brennt?“

„Ja, ich weiß es nicht.“

„Ich will sofort reiten. Sorgen Sie für das Pferd.“

Wenige Minuten später ritt er vom Schlosse fort, nur von dem alten Söborg und ein paar Ordonnanzen begleitet. General Bülow und Oberst Du Plat, die Dienst hatten, ritten ihm später nach. —

Als Beispiel für die Behandlung, die den Mannschaften von seiten der Offiziere zu teil wurde, will ich folgendes anführen: Als ich eines Tages mit Kapitän Bornemann, der sich durch seine trockene Komik auszeichnete, auf Wache war, kam ein sehr häßlicher Gardist seiner Kompagnie, Davinde, zu ihm herein und bat darum, einen ‚Freizettel beschwören zu dürfen,' (d. h. Heiratserlaubnis zu erlangen).

„Na, also du willst dich verheiraten, Davinde? Meinst du vielleicht nicht, weil ich Kapitän bin, daß ich gerade so wie alle anderen Menschen einmal für alle meine Handlungen Rechenschaft ablegen soll?"

Ja, das glaubte Davinde wohl.

„Aber, wie zum Teufel, meinst du denn, werde ich einmal empfangen werden, wenn ich meine Erlaubnis dazu gebe, daß ein solches Gezücht wie du sich fortpflanzt? Nein, mein guter Davinde, daraus wird gar nichts!"

Und mit dem Bescheid mußte er gehen.

Ein anderesmal war ich auf Wache mit Graf Baudissin. Bei Ablösung der Wache bekam er Nachricht davon, daß die beiden Schildwachen, die am rechten Pavillon auf Posten standen, sich versehen hatten. Nach der Ablösung rief er den Korporal Myck herein und sagte zu ihm:

„Laß die beiden Schildwachen, die links vom Palais standen, hereinkommen."

Es geschah sofort und Baudissin forderte sie auf, das Lederzeug abzunehmen.

„Aber, Herr Graf, . . .“ begannen die Gardisten.

„Ich will den Unsinn nicht mehr anhören!“ unterbrach er sie, und Myck gab jedem sechs über den Nacken. Als dies geschehen war, sagte der eine Gardist:

„Ja aber, wir sind es nicht, Herr Graf, die sich versehen haben. Wir standen links; es waren die rechts.“

Baudissin antwortete augenblicklich:

„Das thut gar nichts zur Sache. Ihr meldet dem Sergeanten, wenn ihr heimkommt, daß ihr die Prügel vorausbekommen habt. Dann bekommen die andern nächstesmal für euch.“

Gerade uns jüngeren Offizieren gegenüber betrachtete der König sich stets wie ein Vater und gab uns oft eine oder die andere Ermahnung. Als ich einmal beabsichtigte, auf einige Tage nach Odense hinüber zu reisen, um meine Eltern zu besuchen, fand ich mich bei ihm ein, um Urlaub zu erhalten. Ich hatte mich im voraus genau darüber instruieren lassen, wie ich mich zu verhalten hätte. „Sprechen Sie so wenig wie möglich,“ lautete der Rat, „und machen Sie sofort, daß Sie zur Thür herauskommen, wenn er nickt.“ Nachdem ich meinen Wunsch kundgegeben hatte, sagte der König zu mir:

„Sie wollen Ihren Vater besuchen? Wir sind alte Regimentskameraden, grüßen Sie ihn von mir!“

Darauf schwieg er; aber da das Nicken noch nicht gekommen war, durfte ich nicht gehen. Er stand und blickte mich an und brach dann auf einmal los:

„Es ist schrecklich, wie sie da drüben in Fyen fressen. Ja, ich meine solchen warmen, fetten Gänsebraten mit Rotkohl und Sauerkohl des Abends. Es ist sehr ungesund, wie Fenger sagt. Merken Sie sichs also.“

Darauf kam das Nicken, und ich schoß zur Thür hinaus.

Der König selbst war sehr einfach, nicht allein in Bezug auf Essen und Trinken, sondern auch in seinem Anzug, obschon man sagen muß, daß er stets sauber und nett war. Im Jahr 1831, während ich noch auf der Landkadetten-Akademie war, wurden die Offiziersüberröcke dahin verändert, daß blanke Knöpfe an Stelle überzogener Tuchknöpfe vorgeschrieben wurden, doch mit allgemeiner Erlaubnis, die letztgenannten aufzubrauchen, und als ich im Jahre 1837 in die Garde kam, trug der König noch beständig des Morgens einen Rock mit überzogenen Knöpfen. Diese große Sparsamkeit schaffte sich zuweilen merkwürdige Ausbrüche. So erinnere ich mich, daß ich einmal, als ich auf Amalienburg Wache hatte, morgens um sieben Uhr, während es noch ziemlich finster war, einen starken Spektakel im Hofe hörte.

Es war der König, der unten bei einer Fußbodenmatte stand, deren eines Ende in eine Wasserpfütze herunterhing, und einen Hausratbedienten fürchterlich ausschalt, der sie ausklopfen sollte.

„Weiß er, warum er so schonungslos mit der Matte umgeht?" rief er. „Weil sie mir gehört! Wäre es seine eigene, dann thäte er es nicht, denn dann bekäme er Prügel von seiner Alten!"

Der König war des Morgens stets zeitig auf und ging dann beständig durch den Garten, wo sein alter Reitknecht, Söborg, am Pförtchen stand, um aufzuschließen, in den Reitstall hinaus. Eines Tages lag ein Gärtner am Boden und pflanzte.

„Was macht er da?" sagte der König.

„Ich soll ein paar Blumen pflanzen. Meinen Ew. Majestät nicht, daß es nett wäre, hier einige Tulipanen anzubringen?"

„Jawohl," antwortete der König. „Nehmen wir nur Tulipanen." — Aber es kamen doch keine Tulipanen. Denn als der Gärtner es Hauch meldete, bekam er zur Antwort: „Er muß sich durchaus geirrt haben. Denn wenn der König dort hätte Tulipanen haben wollen, so hätte mich Seine Majestät wohl davon unterrichtet. Scher' er sich nur wieder nach Hause mit seinen Lügen!"

Nach Hauchs Tode wurde Graf Harthausen im Jahre

1838 zum Oberhofmarschall ernannt. Unter seinem Regiment wurden die Vorschriften so streng innegehalten, daß ich Grund habe zu glauben, daß es der König selbst fühlte. Nachfolgende zwei Geschichten, meine ich, bekräftigen diese meine Vermutung: Der König wollte ein Messer benutzen, um ein Buch damit aufzuschneiden, und sein Kammerdiener, Pelle Petersen, besorgte ein solches. Am Tage darauf vermißte der König das Messer und sagte zu Petersen:

„Es soll hier weiterhin auf meinem Tisch liegen bleiben."

„Das kann es nicht, Ew. Majestät, es soll jeden Abend an die Silberkammer zurückgeliefert werden."

„Was kostet ein Federmesser?"

„Drei Mark, Ew. Majestät!"

„Hier hat er sie. Geh er nun in die Stadt und kaufe mir ein Messer. Das wird wohl liegen bleiben dürfen."

Die Vorschriften, die sehr detailliert waren, verlangten unter anderem, daß der Wein, der verbraucht werden sollte, vom Kellermeister Hofgaard um elf Uhr vormittags ausgegeben werden sollte. Römeling, der zweimal in der Woche von sieben bis acht Uhr morgens das Referat aus den ausländischen Zeitungen hatte, kam eines Tages hinein und fand den König im Begriff, eine Tasse über der Glut im Kachelofen zu wärmen.

„Was machen Ew. Majestät da?“ sagte er.

„Ich bereite Salep: Das soll so gut für meine Brust sein.“

„Aber dann sollten Ew. Majestät etwas Portwein hinein thun.“

„Er redet wie er's versteht, Häuschen! Wo soll ich um diese Zeit Portwein herbekommen? Er weiß doch sehr gut, daß Hofgaard erst um elf Uhr kommt.“

„Ja, aber dann sollten Ew. Majestät eine Flasche nehmen und sie hier stehen bleiben lassen.“

„Glaubt er nicht, daß ich das probiert habe! Aber am nächsten Morgen ist nicht ein Tropfen mehr drin gewesen!“

Der erwähnte General Römeling war eine Persönlichkeit, die damals ganz Kopenhagen kannte. Er war, wie ich mich erinnere, der letzte von denen, die noch den dreikantigen Hut quer trugen. Friedrich VI. trieb seinen Spaß mit ihm und nannte ihn immer ‚er‘ und ‚Hans‘. — „Der König hat nur zweimal ‚Sie‘ und ‚General‘ zu mir gesagt,“ erzählte er mir einmal, — „und da, können Sie glauben, war ich in Sorge.“ Er wohnte im Gießhause, da wo jetzt das königliche Theater steht, und des Abends nach der Vorstellung versammelten sich oft bei ihm viele Damen des Ballettpersonals, und unter diesen vermißte man selten Louise Rasmussen. Er ließ sie malen nach dem Prinzip: ‚Schön ist das

nackte Werk der Natur'. Bei seinem Tode fiel das Bild einem Kontrolleur der Bühne mit Namen Mylertz zu, der es nach des Königs Heirat der Gräfin für 200 Rthl. verkaufte. Löytved, der es zum Verbrennen erhalten hatte, hat es mir einmal gezeigt. Sie war auf einem Sopha liegend abgebildet.

Römeling gab den Ton an in der Rose, wo er uns Jüngeren eine Menge Historien erzählte, die in der Regel so heiklen Inhalts waren, daß sie nicht niedergeschrieben werden können. Aus dem Vorgemach hatte er einen Teil origineller Erlebnisse, von denen ich einige anführen werde, weil sie recht charakteristisch sind für Friedrich VI.

Ein theologischer Kandidat mit Non (ungenügendem Zeugnis) suchte einen Platz in Grönland. Als er zu dem König eingelassen wurde, fand er das Zimmer leer. Der König pflegte nämlich zuweilen in die anstoßende Schlafkammer zu gehen, um sein Frühstück zu essen, das stets nur in einem Stück Butterbrot bestand. Als der Supplikant, der die Thür angelehnt sieht, dort hinein geht, fährt der König auf ihn zu, indem er losbricht:

„Wo will er hin?"

„Nach Grönland, Ew. Majestät!"

„Das ist ein wunderlicher Weg nach Grönland!"

Der Kandidat lief durch das Vorgemach, die Treppen hinab und ganz auf die Straße hinaus, ohne daß es

möglich war, ihn anzuhalten. Aber nach Grönland kam er doch.

Als der berühmte Hambro Hofagent geworden war, eine große und seltene Auszeichnung für einen Juden um diese Zeit, war er oben bei dem König, um sich zu bedanken.

„Wie stellen Sie es an, um all das Geld zusammenzuscharren?" fragte der König.

„In diesem glücklichen Lande, Ew. Majestät," antwortete Hambro, „tritt jeder auf ein paar tausend Thaler, wenn er spazieren geht."

„So? Warum heben es denn nicht alle auf?"

„Weil sie es nicht sehen können; aber ich kann es."

„Was wollen Sie übrigens mit all dem Geld? Sie können es doch nicht mit ins Grab nehmen!"

„Doch, die Hälfte, Ew. Majestät, nimmt man mit."

„Wie das?"

„Ja, bei jedem reichen Mann, der stirbt, findet man nur die Hälfte der Summe, auf die man ihn schätzt."

Römeling erzählte auch einmal von einer Deputation, die bei dem Könige Audienz hatte. Sie bestand aus dem Altmeister des Schlächtergewerbes Hendrikssen und dem wegen seiner Stärke bekannten Schlächter Stauning.

Damals hatte man eine Taxe für Fleisch und Brot, und es war darüber geklagt worden, daß die Taxe zu hoch angesetzt worden war. Das Gespräch endigte damit, daß Hendriksen sagte:

„Wenn das Fleisch mit 6 Schilling pro Pfund notiert ist, aber für uns Schlächter selbst 6¼ zu stehen kommt, so kann weder mir, noch Stauning, noch ‚Ihm selber‘ damit gedient sein, Schlächter zu sein!"

„Das habe ich im übrigen auch nicht gedacht, zu werden," antwortete der König.

‚Er selber‘ war ein populärer Ausdruck für den König.

Friedrich VI. zeigte einmal Römeling ein Gesuch folgenden Inhalts:

„Ich wage allerunterthänigst Ew. Majestät zu ersuchen, daß Sie mit Ihrer Allmacht bewirken wollen, daß ich eine Audienz beim Minister Mösting erhalte."

Als der König später mit Mösting sprach, sagte er zu ihm:

„Lassen Sie den Mann zu sich kommen."

„Ich habe so schlecht Zeit, Ew. Majestät."

„Ich lasse sie einen nach dem andern hereinkommen," sagte der König, „und wenn ich ihnen ein Weilchen zugehört habe, so nicke ich, und dann gehen sie. So sollten Sie es auch machen."

„Ja, aber da ist der Unterschied," antwortete Mösting, „daß, wenn Ew. Majestät nicken, so gehen sie, aber wenn ich nicke, so hängen sie erst richtig fest."

Der Oberhofmarschall Graf Harthausen, von dem ich früher sprach, war ein im hohen Grade pflichtgetreuer Mann; aber er war zugleich sehr streng und hart gegen seine Untergebenen. Eines Tages sah er so aus einem der Fenster, daß sein Diener, der von einem Kapitän der Garde angesprochen wurde, die eine Hand in der Hosentasche behielt. Er ließ den Kapitän zu sich heraufkommen, um sich bei ihm des Dieners wegen zu entschuldigen. Darauf klingelte er dem Diener und sagte zu ihm:

„Geh und hole den Schweizer und komme mit ihm zusammen herein." Als sie kamen, hielt Harthausen folgende Rede:

„Es ist die erste Pflicht des Dieners des Oberhofmarschalls, dem ganzen übrigen Dienerpersonal mit nachahmenswertem Beispiel voranzugehen. Du hast dir erlaubt, die Hand in der Tasche zu behalten, als der Kapitän mit dir sprach, und du bist deshalb aus meinem Dienst verabschiedet."

Darauf wandte er sich zu dem Schweizer und sagte:

„Schweizer! Es ist jetzt 11 Uhr. Ich gebe ihm

eine Stunde Zeit, um seine Sachen zu packen. Du sorgst dafür, daß er um 12 Uhr aus dem Palais ist."

Außer den schon besprochenen will ich von den Personen am Hofe noch den Oberkammerjunker Yoldi erwähnen, der früher spanischer Gesandter hier zu Lande gewesen, und der unter uns den Namen ‚der spanische Widder' führte, sowie den Ober-Ceremonienmeister Holstein, Chef der Leibjäger, berühmt wegen seiner ausgezeichneten Beteiligung an dem Ausfall des Korps in Clasens Garten 1807. Das war ein friedlicher und liebenswürdiger alter Mann, der sehr besorgt darum war, niemanden zu beleidigen. Rahbek* sagte von ihm: „Er ist ein merkwürdiger Mann, der Holstein; er fürchtet sich vor allem, ausgenommen vor Pulver und Kugeln." —

Friedrich VI. ging niemals ins Theater, außer zu den Fest-Vorstellungen und hatte im ganzen durchaus kein Interesse, weder für Musik noch andere Art Kunst.

Als Ole Bull** 1838 hier im Lande weilte, über-

---

* Knud Lyne Rahbek, einflußreicher dänischer Schriftsteller, der besonders durch seine Erzählungen (8 Bde. 1785—1806) sowie durch seine kritische Thätigkeit große Anerkennung fand.

** Ole Bornemann Bull, Violinvirtuose, am 5. Februar 1810 zu Bergen in Norwegen geboren, studierte erst Theologie, ging dann zu Spohr nach Kassel, um sich in der Musik ausbilden zu lassen, versuchte es dann in Göttingen mit der Jurisprudenz, ließ dies Studium aber bald wieder fallen und zog nach

redete die Königin den König, ihn zu hören, was eines Vormittags auf Amalienburg geschah. Als er gespielt hatte, ging der König zu ihm hin und sagte:

„Wer hat Sie spielen gelehrt?"

„Das hat Norwegens erhabene Natur, Ew. Majestät, die schäumenden Wasserfälle, die reißenden Ströme, die hohen schneebedeckten Felsen und die zum Himmel deutenden Tannen."

Nach dieser Salve ging der König von ihm fort und sagte zum Grafen Harthausen, indem er aus der Thür schritt: „Das ist ja ein Narr!"

In demselben Jahr, im Monat September kehrte Thorwaldsen* von Rom heim. Die Begeisterung, wo-

Paris, Paganini nach. Bei seinem öffentlichen Auftreten erntete er in allen Orten der Welt, auch in Italien, reiche Bewunderung. Er starb 1880 auf seiner Besitzung bei Bergen.

* Albert Thorwaldsen, berühmter dänischer Bildhauer, wurde am 19. November 1770 auf der See zwischen Kopenhagen und Island geboren. Er half anfangs seinem Vater Gallionbilder schnitzen, kam dann, elf Jahre alt, auf die Kunstakademie, wo er erst beide silbernen, dann beide goldenen Medaillen erhielt. Besonderen Einfluß auf seine Entwicklung übte dann der große Bildhauer Carstens in Rom aus. Nachdem Thorwaldsen seine erste Arbeit, Jason, vollendet, erhielt er zahlreiche Bestellungen aus fast allen Ländern. Thorwaldsen starb am 24. März 1844 im königlichen Theater bei der ersten Aufführung von ‚Griseldis', während die Ouverture gespielt wurde. Seine sämtlichen Kunstschätze befinden sich in Kopenhagen in dem eigens dazu erbauten Thorwaldsen-Museum.

mit er von der ungeheuren Menschenmasse empfangen wurde, die sich am Zollamt angesammelt hatte, übersteigt jede Beschreibung. Man spannte die Pferde des Wagens aus und zog ihn im Triumph über den Amalienburg-Platz, was dem König durchaus nicht gegefiel. An demselben Nachmittag wurde Thorwaldsen zu einem Empfang befohlen. Er trug die Civiluniform der Ehrenlegion, einen dunkelgrünen Rock, reich mit ganz schmalen Litzen bestickt, schwarze Kniebeinkleider, dreikantigen Hut und Stahldegen. Da er von allen Ländern, ausgenommen England, dekoriert worden war, und deshalb mit unzähligen Dekorationen, sowohl am Halse wie auf der Brust, ja ganz bis auf den Magen hinunter, behängt war und da es dort damals nicht so viele dekorierte Herren gab wie jetzt, so erregte seine Ankunft eine bedeutende Sensation im Saale.

Die Königin ging, wie bekannt, umher und sprach mit allen, wogegen der König mitten im Zimmer stehen blieb. Ich sah sie da zu ihm hingehen und ihm etwas ins Ohr flüstern, worauf des Königs Blick Thorwaldsen suchte, auf den er sofort los schritt, indem er sagte:

„Woran arbeiten Sie gegenwärtig?"

Thorwaldsen nannte eine Figur.

„Wird es hübsch?" fragte der König. Damit war das Gespräch vorbei.

Mit Thorwaldsen bin ich übrigens viel zusammen-

gekommen, vornehmlich bei Adler und Oehlenschläger, wo ich einmal Lotterie mit ihm gespielt habe. Ich habe ihm auch einmal einen Besuch in seinem Atelier in Charlottenburg gemacht. Er empfing mich sehr freundlich, war aber gerade im Begriff, auszugehen. Ich bedauerte dies und sagte, daß es mich in hohem Grade interessiert haben würde, ihn arbeiten zu sehen, da ich gar keinen Begriff davon hätte, wie dies vor sich ginge. „Das ist ganz einfach," sagte er, indem er einen Klumpen Lehm nahm. „Man schmeißt das jetzt, wie Sie sehen, an die Wand, ritzt die Figur mit diesem Stock ein und glättet dann mit dem Nagel des Daumens ab. Sehen Sie! Das ist nun ein Bein. Das ist ganz einfach." An dieses Bein habe ich oft in meinem Leben gedacht.

Thorwaldsen war oft im Theater, und da er Freiplatz im Hof-Parkett hatte, habe ich ihn dort vielmals gesehen. In der Regel sah er aus, als ob er nicht das entfernteste Interesse für das hätte, was gespielt wurde, ausgenommen, wenn einige Schönheit der Stellungen oder Aehnliches damit verbunden war. Um diese Zeit gab man den ‚Sohn der Wildnis', in welchem Stück Frau Heiberg als Parthenia durch ihre ausgezeichnete Plastik glänzte. Wenn sie die Scene betrat, erhob sich Thorwaldsen in seinem Sitz und verschlang sie in höchster Begeisterung mit den Augen; aber sobald sie hinausging, sank er stracks wieder zusammen.

Den letzten Abend, als er im Theater war, kam ich gerade hin, wie er sterbend hinausgeführt wurde.

Auch mit Oehlenschläger* habe ich in persönlicher Bekanntschaft gestanden. Ich kam viel mit seinen beiden Söhnen zusammen und war oft, ja lange Zeit sogar mehreremale wöchentlich, Gast in seinem Hause. Er war ein leidenschaftlicher L'hombre-Spieler, trotzdem er überaus schlecht spielte. Er wollte am liebsten so zeitig anfangen und so spät aufhören wie nur möglich, und ich glaube wohl, daß er am meisten auf en trois-Spielen hielt, weil er dann nicht sitzen zu bleiben brauchte. Es wurde sehr niedrig gespielt, einige wenige Schillinge pro Point. Das erstemal, wie ich als zwanzigjähriger Mensch mit ihm spielte, war der Philosoph Sibbern** der dritte Mann. Oehlenschläger

* Adam Gottlob Oehlenschläger, berühmter dänischer Dichter, geb. 14. November 1779 auf Vesterbro bei Kopenhagen, gest. 20. Januar 1850, ließ zuerst eine Sammlung von Gedichten erscheinen, denen bald zahlreiche andere Dichtwerke folgten, die begeisterten Beifall fanden. Sie sind sämtlich ins Deutsche übersetzt. (21 Bde. Breslau 1839.)

** Frederik Christian Sibbern, berühmter dänischer Philosoph, der auch in Deutschland sehr geachtet war. Seine Hauptwerke sind: ‚Ueber die Liebe', ‚Ueber Begriff, Natur und Wesen der Philosophie', ‚Hinterlassene Briefe des Gabrielis', ‚Aus den Briefen des Gabrielis von und nach der Heimat'. Seine religiösen und sozialen Ideen legte Sibbern in den kurz vor seinem Tode (1872) erschienenen ‚Mitteilungen aus dem Inhalt einer Schrift vom Jahre 2135' nieder.

ließ unaufhörlich etwas zu Boden fallen. Jetzt eine Spielmarke, dann eine Karte, ja, einmal sogar einen Leuchter, und ich fuhr jedesmal herunter, um den verlorenen Gegenstand aufzuheben. Erst als ich merkte, daß das Resultat sein würde, daß ich den ganzen Abend unter den Tisch zu liegen käme, begann ich, meine Dienstfertigkeit ein wenig einzuschränken.

Eine ganz merkwürdige Scene habe ich bei einer Spielpartie erlebt. Es ging an diesem Abend zum erstenmale ein neues Stück von Oehlenschläger in Scene* — aber da er niemals bei einer Erstaufführung seiner eigenen Werke zugegen war, war ich eingeladen, L'hombre zu spielen. Als es ungefähr zehn Uhr abends war, kam H. C. Andersen herein und begann auf seine kindliche und naive Art von dem Erfolg zu erzählen, den das Stück gehabt hatte. Aber er war nicht recht weit in seinem Vortrag gekommen, als ich aus der Stube nebenan einen schrecklichen Spektakel hörte. Die Thür ging auf und wurde mit Gepolter zugeknallt, bei welcher Gelegenheit zwei Blumentöpfe von einer Blumentreppe herabfielen, und herein stürzte Bournonville.** Er verdrängte augenblicklich Andersen, indem er zu rufen begann:

---

* Es ist wahrscheinlich ‚Aladdin' gewesen, der am 17. April 1839 zum erstenmal aufgeführt wurde.

** August Bournonville, ein bedeutender Ballettmeister jener Zeit, der in Kopenhagen ein vortreffliches Corps de Ballet

„Ist es möglich, daß Sie ruhig hier sitzen können und Ihr L'hombre spielen, während das Werk der Unsterblichkeit über die Scene geht! Ich fühle mich zerschmettert, vernichtet! Denn wer bin ich? Der, der in flüchtigen Sand skizziert, während Sie in Granit meißeln, der für ewige Zeiten steht!"

Oehlenschläger, dem seine Ergießungen recht wohl behagten, klopfte ihm die ganze Zeit auf die Schulter, indem er sagte: „Fassen Sie sich, Mann, fassen Sie sich."

Eines Abends sollte ich bei ihm Karten spielen, auf dem Fasanenhof, wo er bekanntlich im Sommer wohnte. Durch einen Irrtum blieb indessen der dritte Mann, der Schloßverwalter Bonsach, aus und mir wurde etwas beklommen bei dem Gedanken daran, wie der Abend vergehen sollte. Wir saßen an dem warmen Sommerabend draußen auf der Veranda und sprachen zusammen, und er richtete eine Menge naiver Fragen an mich; z. B. wie man es eigentlich anstellte, die Soldaten dazu zu bringen, daß sie alle zusammen auf einmal zu marschieren begännen und dergleichen. Später wurde es der wundervollste Sternenhimmel. Beim Hinaufblicken zu den Sternen fiel es mir ein, etwas davon zu sagen, wie klein und erbärmlich man sich bei dem Gedanken daran fühlte, daß alle diese Millionen Sterne vielleicht

schuf und auch selbst zahlreiche Balletts verfaßte, die glänzende Erfolge hatten.

bewohnt wären wie die Erde. Ich würde viel darum geben, könnte ich seinen langen und schönen Vortrag darüber, wer den Mut in uns aufrecht erhalten sollte, niederschreiben.

Wenn Oehlenschläger des Abends herüberkam, um bei meinem Vater in Valby Karten zu spielen, wollte er nie durch die Söndermark gehen — da wäre es so einsam, sagte er — und ich war deshalb gezwungen, den langen Umweg die Weidenallee entlang zu machen. Einmal glückte es mir doch, an einem klaren Mondscheinabend ihn durch die Söndermark zu bringen. Er hielt mich untergefaßt. Aber seine Nervosität war sehr groß; wenn der Wind in den Büschen raschelte, zuckte er derart zusammen, daß er mich beinahe kopfüber zur Erde hinuntergezogen hätte. Ich erinnere mich daran, wie ich dachte: Ist das wirklich der Verfasser von ‚Hakon Jarls‘, ‚Staerkodders‘ und ‚Palnatokes‘, den du unter dem Arm hast?

Daß Oehlenschläger ein sehr eitler Mann war, ist bekannt genug. Ich hatte eines Abends auf dem Fasanenhofe einen Beweis davon. Ich sprach mit seinem Sohn Johannes von der Abschaffung der deutschen Worte in der dänischen Sprache und sagte scherzend: „Es wird wohl auch bald verboten, deinen Namen auszusprechen; vielleicht werden wir genötigt, dich ‚Oliebanker‘* zu nennen.“ Der Alte, der dies hörte, brach

* Die wörtliche Uebersetzung von Oehlenschläger ins Dänische.

da los: „Mein Sohn trägt einen Namen, mit dem nicht gespaßt werden kann.“

Am Montag, den 2. Dezember 1839 um zehn Uhr vormittags begleitete ich General Zepelin zur Königsparole. Der König, der sich mit der rechten Hand auf einen Tisch und mit der linken auf einen großen Pallasch stützte, sah bleich und angegriffen aus. Er trug die Uniform seines eigenen Regiments.

Das war das letztemal, daß ich den lieben, alten König sah.

Des Abends ging ich herunter ins Palais zu dem alten General Römer. Als ich mich wieder verabschiedete, flüsterte mir meine Tante zu: „Weißt du, daß der König im Sterben liegt? Er hat heute Abschied vom Vater genommen. Er gab ihm seine Hand und sagte: Dank, lieber Römer! Dank für das, was Sie der Königin und mir gewesen sind.“ Da meine Tante ziemlich sentimental war, dachte ich nicht weiter an ihre Aussage; aber am nächsten Tage, um neun Uhr morgens, stürzte Tambour Brönn zur Thür herein ohne anzuklopfen und rief: „Herr Leutnant! der König ist tot!“ Er hatte es in der Wachtstube in Amalienburg erfahren, wo seine Mutter Brot verkaufte.

Der König starb in dem Zimmer neben der Gartenstube, wo sein Bett gleich links an der Thür stand. ‚Rollt die Gardinen auf!‘ waren seine letzten Worte,

und während dies geschah, hauchte er um acht einhalb Uhr morgens seinen Geist aus.

Die Trauer in Kopenhagen war allgemein. Der Generalmarsch rief sofort die Truppen unter Gewehr, um dem neuen König den Fahneneid zu leisten. Landgraf Wilhelm nahm den Truppen den Eid ab, indem er dreimal hintereinander rief: „Der König ist tot! Es lebe der König!" Die Wache auf Amalienburg wurde bedeutend verstärkt mit der Kopenhagener Bürgerwehr, da es sehr schwierig war, unter den Tausenden von Menschen, die nach Amalienburg hinausstürmten, um den König auf dem Paradebett zu sehen, Ordnung zu halten. Alles ging übrigens still und ruhig zu, da das Volk im allgemeinen um den König wie um einen Vater trauerte.

Der König wurde hier von der Stadt aus mit großem Pomp begraben. Aber ich war nicht zugegen, da die Garde zugleich mit mehreren anderen Truppenabteilungen schon drei Tage voraus nach dem Kantonnement in und um Roskilde marschiert war. Der Tag nach unserer Ankunft war ein Rasttag, der dritte Tag wurde zur Probe verwendet, und endlich am vierten fand das Begräbnis selbst statt.

Den Offizieren der Garde waren anläßlich der Trauer für drei Monate schwarze Handschuhe und schwarze Beinkleider vorgeschrieben, was sich zu den hochroten, reich mit Silber besetzten Uniformen ausgezeichnet gut ausnahm.

Christian VIII.





König Christian VIII.

Christian VIII.

Veränderungen im Hofpersonal. — Krönungsfest auf Friedrichsburg. — Beitrag zur Beleuchtung von des Königs Charakter. — Ausflüge mit dem Kronprinzen. — Abrahamson. — Guldbrandt. — Neuorganisation der Armee. — Helgesen. — Andse. — Truppenübungen in Hannover. — Ein Kraft-Royalist. — Des Königs Krankheit und Tod.

Sofort nach Christians VIII. Thronbesteigung geschahen verschiedene Veränderungen am Hofe. Vom 1. Januar ab ging die Rose ein und wir erhielten Hofbeköstigung in Geld statt in natura. Von des alten Königs Stab blieb nur Ewald als General-Adjutant zurück. Zu Adjutanten wurden ernannt: die Kapitäne Zahrtmann von der Marine, Irminger vom Leibregiment der Königin, Fensmark von der Artillerie und Fritz Blücher von den schleswigschen Kürassieren, so daß alle Waffengattungen repräsentiert waren. Weiterhin wurde Kammerherr Levetzau, Gouverneur von Lauenburg, herübergerufen und als Ceremonienmeister angestellt.

Das erstemal, als er fungierte — es war bei der großen Cour, die der König einige Zeit nach dem Be-

gräbnis abhielt — hatte er einen Aufsehen erweckenden Zusammenstoß mit dem General Zepelin. Der alte General, der in der Eigenschaft als Chef der Garde gewöhnt war, sich in des Königs Nähe aufzuhalten, wanderte mit seinem imponierenden Aeußern und seinem Stock in der Hand direkt in das Throngemach. Levetzau ging da zu ihm hin und sagte:

„Ich muß den General ersuchen, in den Saal hinauszugehen. Dieses Zimmer ist nur für die weißen Ritter."

Unter allgemeiner Todesstille antwortete der General:

„Und ich, Herr Ceremonienmeister, muß Sie darauf aufmerksam machen, daß ich nicht gewohnt bin, mich aus der Thür weisen zu lassen. Nun bin ich einmal hier und nun bleibe ich."

Der König, der solche starken Aussprachen nicht leiden konnte und der jedes Wort drinnen in seinem Zimmer gehört hatte, ernannte stracks General Zepelin zum weißen Ritter, um ihn zu besänftigen. Darin glichen Christian VIII. und Friedrich VII., die übrigens nicht viel Gemeinsames hatten, einander, daß sie sich beide vor einem kräftig ausgesprochenen Willen beugten.

Eines Tages, als ich die Fahnen im Vorgemach abholen sollte, sah ich den alten, steifen Oberhofmarschall Harthausen drinnen stehen mit aufgeknöpftem Rock, sich auf Blücher stützend, der ihm ein Glas Wasser gab.

Die Ursache seines Unwohlseins war die, daß der König ihm Ordre gegeben hatte, bei der Tafel in Civilkleidung zu marschallieren. Der König mußte die Ordre wiederholen, bevor er sie verstand. Als es vor ihm aufging, was von ihm verlangt wurde, zeigte es sich, daß es mehr war, als er vertragen konnte. Er wurde drinnen beim König ohnmächtig, der nach Blücher um Hülfe schreien mußte.

Der alte Graf starb im Jahre darauf. Er fiel im Portal des Schlosses Christiansburg die Treppe hinab, als er die Erbprinzessin zum Wagen begleiten wollte und schlug sich dabei tot.

Anläßlich des bevorstehenden Krönungsfestes marschierten am 25. Juni die beiden Abteilungen der Garde, die Leibjäger, des Königs Regiment und eine Batterie hier aus der Stadt nach Friedrichsburg. — Wir lagen im Lager auf einem schönen Platz dicht beim Gestüt und führten da ein überaus behagliches und gemütliches Lagerleben. Am 27. kamen der König und die Königin auf dem Schlosse an, und am 28. war das große Fest.

Beide Abteilungen der Garde waren in dem inneren Schloßhof aufmarschiert, jede auf ihrer Seite der Estrade, die von der Königstreppe rechts hinüber zum Kirchenthor führte. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, und der Hofmarschall von der offenen Arkade gerufen hatte: „Die Prozession beginnt!“ läuteten alle

Glocken des Schlosses und das Spielwerk ging. Die Prozession ging in folgender Ordnung vor sich: vierundzwanzig Lakaien, zwölf Pagen, Generalstabs-Offiziere, Hofjunker, des Königs Adjutanten, Kammerjunker, Etatsräte, Obersten und Kommandeure, Lehensbarone, Grafen, Konferenzräte, Rector magnificus, Hofjägermeister, Kammerherren, Generale, Admirale, Lehensgrafen, Großkreuzer, Geheimräte, General-Leutnants, Prinz Bentheim, Ritter des Elefanten, die Minister und endlich die fürstlichen Personen. Nach der Salbung, der ich nicht beiwohnte, ging die Prozession in derselben Ordnung zurück.

Als der König sich in der Arkade zeigte, mit dem Krönungsmantel angethan, mit dem Szepter in der rechten und dem Reichsapfel in der linken Hand und mit dem Reichsschwert an der Seite, sah er sehr bleich und angegriffen aus. Pauken und Trompeten von dem Altan über dem Portal stimmten eine Fanfare an, während zugleich das Musikkorps der Garde den zu der Gelegenheit komponierten Krönungsmarsch zu blasen begann. Als der König in den Hof hinunter kam, ging er unter einem Baldachin, der von vier Elefantenrittern getragen wurde. Nachdem der König in die Kirche hineingekommen, ging dieselbe Ceremonie für die Königin vor sich. Sie wurde von dem Kronprinzen geführt.

Die Königliche Tafel war in dem Ende des Rittersaales gedeckt, der dem Hofe zunächst liegt. Vierzehn Kapitäne des Landetats, unter Anführung eines Majors und achtundzwanzig Mann der Garde zu Pferde waren beordert, das Essen zu tragen. Es nahm sich merkwürdig genug aus, diese Kapitäne, eskortiert, jeder für sich sein Gericht Essen tragend, zwischen zwei Gardisten mit gezogenem Pallasch, sich quer über den Hof und hinauf zum Rittersaal begeben zu sehen. Hier wurden die Gerichte von zwei Großkreuz-Rittern entgegengenommen, deren Funktion war, zu tranchieren, worauf sie wiederum an die vier aufwartenden Ritter vom Elefanten ablieferten. Der Oberschenk, Graf Rantzau-Breitenburg, sorgte für die Gläser.

Außer dieser Tafel gab es im Saal daneben eine fürstliche Tafel, wo den Herrschaften von den Kammerjunkern, Hofjunkern und Pagen aufgewartet wurde. In den verschiedenen Etagen gab es vierzehn Marschalltafeln, und außerdem eine Menge Tafeln für die Pagen und Kammerbedienung.

Des Abends wurde ein großes Feuerwerk auf dem See abgebrannt, von dem Artillerie-Kapitän Holm vorbereitet. Ganz Hilleröd und Umgegend war bis spät in die Nacht hinein von Pechkränzen erleuchtet. Am Tage nach der Krönung erschien das Königspaar im Lager, und nach einer abgehaltenen Revue reisten sie

nach Sorgenfrei* ab. Am nächsten Tage wurde das Lager abgebrochen und man marschierte nach den verschiedenen Standquartieren ab.

Christian VIII. besaß eine außerordentliche Arbeitsausdauer. Er arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend, stets an seinem Pult stehend, das dicht am Fenster in dem kleinen Zimmer neben dem Vorgemach aufgestellt war. Aber ungeachtet all dieser Energie, wurde verhältnismäßig sehr wenig ausgerichtet, weil der König die Schwäche hatte, alles selbst machen zu wollen. Niemand konnte es ihm recht zupaß machen.

Mein alter Onkel Römer, welcher der erste Deputierte in der Generalität war — eine Stellung, die derjenigen entsprach, die nun der Kriegsminister hat — hatte in dieser seiner Eigenschaft das Referat vor dem König in allen militärischen Sachen. Aber nach Verlauf von einigen Jahren wurde Oberst Hansen beordert, diese Funktion zu übernehmen. ‚Der alte Mann müßte geschont werden,' hieß es. Aber daß der Grund anderswo zu suchen war, hat mir mein Onkel später erzählt.

„Der König ist ein Kleinigkeitskrämer," sagte er, „der sich in alles mischen will. Das habe ich lange satt gehabt, und als ich eines Tages das Referat einer

* Kgl. Schloß.

sehr großen Sache hatte, die ich durch lange Zeit und mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet hatte, ging der König soweit, daß er sogar am Stil verbessern wollte. Da nahm ich das Blatt vom Munde und sagte: Es ist eine selbstverständliche Sache, daß jeder von Ew. Majestät gegebene Befehl ausgeführt werden wird. Aber ich muß allerunterthänigst darauf aufmerksam machen, daß es eine Unmöglichkeit für Ew. Majestät ist, die Detailkenntnisse in der erwähnten Sache haben zu können, wie ich, der ich mich jetzt vierzig Jahre lang ausschließlich mit derartigen Sachen beschäftigt habe, und es deshalb als meine Pflicht ansehe, darauf aufmerksam zu machen, daß jede Veränderung der Sache zum Schaden dienen wird und nicht zu ihrem Nutzen."

Diese derbe Aussprache, in der eigentümlich ernsthaften Art gesagt, die Römer eigen war, hatte die gewünschte Wirkung. Der König unterschrieb sofort. Aber damit hörten auch die Referate auf.

Ein gewisser Kleinlichkeitsgeist kam, im ganzen genommen, oft bei dem König zum Durchbruch. Er konnte es z. B. nicht leiden, im Spiel zu verlieren. Wenn er Pech hatte, saß er und rückte auf dem Stuhl und schwitzte Angstschweiß — ganz im Gegensatz zu seinem Sohn, dem es gleich war, ob er tausend Reichsthaler verlor oder eine Mark gewann.

Er war im ganzen genau in Geldsachen. Ich

hatte, als ich in die Garde kam, einen Burschen Namens Millinge, dem der Danebrogsorden verliehen worden war, weil er mit großem Mut einen Zuchthausgefangenen ergriffen hatte. Nach Beendigung seiner Dienstzeit erkundigte ich mich, ob er als Danebrogsmann privaten Dienst nehmen könnte, was verneinend beantwortet wurde. Aber da er nicht von der Luft leben konnte, wies ihm der König zehn Reichsthaler monatlich aus der Schatulle an. Als endlich eine Lakaistelle ledig wurde, erlaubte ich mir, des Königs Aufmerksamkeit auf Millinge hinzulenken.

„Ich werde gepeinigt und geplagt," sagte er gereizt. „Blücher will seinen Diener zum Lakaien haben, Fräulein Waltersdorff ihren auch, und jetzt kommen Sie dazu!"

„Ja, Ew. Majestät," antwortete ich, „das war nur, um der Schatulle die zehn Reichsthaler zu sparen."

Kaum hatte er das gehört, als er mich mit seinem liebenswürdigsten Lächeln betrachtete, als ob er aus sehr schwierigen Verhältnissen gerettet wäre.

Die untergeordneten Plätze am Hofe wurden im ganzen eifrig begehrt. Ich erinnere mich, daß ich eines Abends auf Sorgenfrei einem Gespräch zwischen dem König und der Königin beiwohnte über die Besetzung eines Postens in der Silberkammer. Die Königin empfahl einen jungen Mann, während der König einen andern haben wollte. Zuletzt sagte er:

„Darf ich dich eigentlich fragen, woher du den jungen Mann kennst?"

„Ja, ich kenne ihn nicht. Ich weiß nur, daß er der Sohn ordentlicher Eltern ist."

„Du verläßt dich also auf ihn auf dieselbe Art, wie Jeronimus sich auf Jesper Lorentzens Sohn aus der Snarestraße verläßt" — und dann lachte er und blickte zu uns anderen hin. Der König that sich nämlich sehr viel darauf zu gute, Holberg auswendig zu können, und war stets froh, wenn er Gelegenheit bekommen konnte, ihn zu zitieren. Es kam vielleicht auch von Holberg, daß der König die — jedenfalls in seiner Situation — absonderliche Lust hatte, von Hahnreiern zu sprechen.

Der König hatte im übrigen keine sonderlich feine Art, seine Untergebenen anzusprechen. Er sagte stets ‚er' zu ihnen, (sogar den alten Bereiter Johansen habe ich auf diese Weise anreden hören) und ich habe ihn oft auf dem Schloß in Odense sagen hören: „Er ist ein Esel und ein Vieh!" Sein Kammerdiener Hansen, der mit ihm in Norwegen gewesen war, hatte bis zu einem gewissen Grade viel bei seinem Herrn zu sagen, da er in dem ganzen geheimen Wesen zu Hause war. Er konnte weder lesen noch schreiben, und man nahm im allgemeinen an, daß es diese Unwissenheit war, welche ihm den Posten verschafft hatte, da der König so sicher sein konnte, daß er die Briefe nicht las, die auf seinem

Schreibtisch lagen, und die oft delikater Natur waren. Einmal kam der König lachend zum Thee herein und sagte:

„Heute habe ich doch den Beweis dafür bekommen, daß Hansen nicht lesen kann. Er hat mir wahrhaftig eine Schneiderrechnung präsentiert, worauf ein schwarzer Anzug und ein Ueberrock für ihn selbst angeführt war."

Der König wurde zuweilen von seiner Umgebung mit Hansen geneckt. So erinnere ich mich, daß er eines Tages über die Tafel hin zu Blücher sagte:

„Es muß gewiß ein Teil Schildkröte übrig geblieben sein."

„Ja, Ew. Majestät, es blieb viel übrig."

„Ja, dann will ich es morgen haben."

„Ew. Majestät vergessen," antwortete Blücher, „daß Hansen heute damit Mittagsgesellschaft giebt."

Christian VIII. war ein großer Gourmand. Bei der Tafel fand man stets die feinsten und leckersten Sachen, und er paßte genau auf, daß seine Ordres in dieser Beziehung ausgeführt wurden. Bei einer Tafel in Sorgenfrei, gleich nach unserer Ankunft dort, sagte er so zum Marschall:

„Sind Sie nun sicher, daß die Trüffeln kommen?"

„Gewiß, Ew. Majestät!"

„Ach, Sie nehmen das so gleichgültig! Ich meine, ob sie zusammen mit der ersten Grasbutter kommen!"

Er hatte einen starken Appetit, war aber sehr

mäßig in Getränken, ganz im Gegensatz zu seinem Sohn, der eigentlich nicht viel aß, und selten anderes als einfache Gerichte, aber dagegen sehr viel auf ein volles Glas hielt. Der Küchenmeister hieß Casadaban und war ein ausgezeichnet tüchtiger Mann, nicht allein als Koch, sondern auch in Anbetracht der geschmackvollen Art, worin er ein Diner zu arrangieren wußte. Er litt im übrigen sehr unter des Königs Mangel an Pünktlichkeit. Ungeachtet, daß das Mittagessen auf vier Uhr festgesetzt war, kamen wir beinahe nie vor fünf Uhr zu Tisch, ja ich habe es sogar erlebt, daß wir 1½ Stunden auf seine Ankunft warten mußten. Der König genoß niemals Branntwein und hat ihn wahrscheinlich nur ein einzigesmal in seinem Leben gekostet. Das war auf einer Winterreise in Norwegen, wo der Wein im Flaschenfutter gefroren war. Mein Vater überredete ihn da, ein wenig Cognac zu trinken, was er nur widerstrebend that; aber kaum hatte er ihn in den Mund bekommen, als er ihn ausspie und sehr wütend war.

Des Königs Nervensystem war sehr irritabel. Starke Laute, wie wenn etwas herunterfiele oder dergleichen, konnten ihn mit einem Ruck zum Zusammenfahren bringen, und wenn einer oder der andere unbehagliche Anblick ihm vor Augen kam, konnte er wie im Fieber zittern, wie z. B. einmal in Norwegen, als

ein verwundeter Unteroffizier auf einer Ambulanz an dem Fenster vorbeigeführt wurde, wo er zufällig stand. Der bloße Gedanke daran, daß etwas Unangenehmes eintreffen könnte, versetzte ihn in starke Unruhe. Eines Tages, als er das Linienschiff Christian VIII. inspizierte, waren die Wimpel unklar, weshalb ein Mann nach oben gesandt wurde. Der König verfolgte sein Aufsteigen mit den Augen und wurde nervöser und nervöser, je höher der Matrose hinaufkam. Zuletzt rief er seinen General-Adjutanten, den alten Admiral Lütken, und fragte ihn, ob ihm nicht bange davor wäre, daß der Mann herunterfallen würde. „Das bleibt ganz und gar seine eigene Sache, Ew. Majestät," antwortete Lütken trocken.

Aber es bedurfte nicht einmal so viel, um seine Nerven in Bewegung zu setzen. Im Jahre 1842 kam der Großfürst Constantin, Königin Olgas Vater, als Seekadett hierher mit einer russischen Flotte und wurde sofort vom König zu Mittag eingeladen. Ich nehme an, daß er damals 15 Jahre alt war; er wurde von seinem Arzt, dem geborenen Dänen Haurowitz, begleitet, den ich später als Excellenz und wirklichen Geheimen Rat in St. Petersburg getroffen habe. Als ich einige Stunden vor dem Mittag zum Schloß hinaufkam, traf ich zufälligerweise den König, der im höchsten Grade erregt war. Ich fragte den Kammerdiener Hansen, was los wäre und erhielt zur Antwort:

„Das ist, weil er sich davor fürchtet, daß der Kronprinz sich in der Tracht mit den nackten Beinen einstellt, wie der Herr Leutnant wohl wissen."

Er meinte hiermit eine Tracht, die Kronprinz Friedrich einmal bei einer Gänsejagd auf Fursö angehabt hatte. Als Prinz war er mit einer Fregatte in einem schottischen Hafen gewesen, wo er von den Mitgliedern eines Yachtklubs zu einem Mittagessen eingeladen wurde. Bei Tisch erhob er sich und hielt auf Französisch folgende Rede:

„Ich habe stets den Mangel in meiner Erziehung bedauert, daß ich nicht Englisch gelernt habe; aber niemals stärker, als bei dieser Gelegenheit. Als Seemann weiß ich mich indessen mit dem zu behelfen, was zur Hand ist, und deshalb will ich mich auch hier der vier einzigen englischen Worte bedienen, die ich kann: God save the Queen."

Der Toast wurde mit einem maßlosen Jubel aufgenommen. Der Kronprinz wurde im Triumph umhergetragen und zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt. Bei dieser Gelegenheit erhielt er die erwähnte Tracht mit den ‚nackten Beinen' als Geschenk. Sie war außerordentlich kostbar. Mütze mit Agraffe, Dolch und Hirschfänger mit schönen Steinen, Plaid und Sandalen, was alles zusammen in einem dazu eingerichteten Schrank auf Schloß Jägerpreis aufbewahrt wird.

Mit dem Kronprinzen kam ich viel zusammen. Wir Leutnants von der Garde hatten stets Wache auf Schloß Christiansburg, wo er wohnte, und es geschah oft, daß ich, wenn ich mich um zwölf Uhr zur Wache meldete, bis zum nächsten Morgen zwei bis drei Uhr bei ihm bleiben und die Wache sich selbst überlassen mußte. In seiner Gesellschaft machte ich unzählige Ausflüge zu Pferde, und es ging bei diesen Touren ziemlich streng zu. So war er einmal zu Drewsen auf die Strandmühle hinaus geladen, wo er tüchtig bei Tisch trank, daß er nach und nach ganz betrunken und äußerst unbehaglich und malitiös wurde. Als wir beim Billard davon sprachen, wie unverantwortlich es wäre, ihn in diesem Zustand zu Hause reiten zu lassen, und er zufälligerweise hörte, um was sich das Gespräch drehte, wurde er ganz und gar desperat und wollte sofort zu Pferde. Ich vergesse diese nächtliche Tour durch den Tiergarten nicht. Wir ritten nun in gestrecktem Galopp von dem Ort in der tödlichsten Angst davor, daß er vom Pferd fallen und seinen Hals brechen würde. Als wir eine Strecke geritten waren, nahm die Trunkenheit glücklicherweise ab, und wir kamen glücklich um 3 Uhr morgens in Schloß Christiansburg an.

Als die Vorbereitungen zur Reorganisation der Armee getroffen werden sollten, wurde in Odense eine mili-

tärische Kommission niedergesetzt mit dem alten General Römer als Obmann und Kronprinz Friedrich als Präses. In dieser Zeit kam ich mehreremale zu ihm zu Besuch auf das Schloß, und wir ritten und fuhren viel zusammen in der Umgegend. Namentlich waren wir oft auf Angeltouren in dem jetzt ausgetrockneten Naesby-hoved-See, der den Hügel umgab, auf welchem Schloß Naesby-hoved, wo einmal Königin Margarete residiert hatte, erbaut war. Ich wurde häufig mit ihm zusammen zu Mittag gebeten, unter anderm auch bei dem bekannten Generalkriegskommissär Abrahamsohn, der Mitglied der Kommission war und der in einer Art Verbannungszustand in Odense lebte.

Den Grund davon hat General Hansen mir später erzählt. Abrahamsohn war im Stabe als Adjutant des Königs angestellt und General Bülow wollte gern sein Avancement befördern. Da nun der Posten als Kommandeur von Prinz Christians Regiment ledig wurde, schlug Bülow, der das Personelle unter sich hatte, sofort Oberst Schau, der Abrahamsohns Vormann war, für den ledigen Posten vor. Schau, der hierüber Mißtrauen faßte, und der ungern aus des Königs Nähe fort wollte, suchte sofort Audienz nach. Aber Abrahamsohn, der Dienst hatte, verweigerte ihm den Eintritt, so kam Schlau erst am Tage darauf hinein, als Hansen fungierte. Der König empfing ihn mit den Worten:

„Es hat mich gefreut, daß ich Ihren Wunsch erfüllen und Sie zum Kommandeur von Prinz Christians Regiment ernennen konnte."

„Ich danke Ew. Majestät," antwortete Schau, „aber mein Wunsch ist es nicht gewesen, von Ew. Majestät fort zu kommen."

„Warum sagten Sie das nicht gestern?"

„Ich war hier. Aber mir wurde von Abrahamsohn der Eintritt verweigert."

„Jetzt verstehe ich das Ganze," sagte der König. „Leider kann die Sache nun nicht geändert werden, da die Ernennung unterschrieben ist; aber all die Satisfaktion, die ich Ihnen geben kann, sollen Sie bekommen." Der König steckte darauf den Kopf zur Thür hinaus und sagte in der höchsten Erregung: „Bülow soll sofort kommen!" Und als Bülow zur Stelle gekommen war, rief der König so laut, daß Hansen draußen im Vorgemach jedes Wort hören konnte: „Es soll eine Bestallung ausgefertigt werden, worin Oberstleutnant Abrahamson zum See- und Landkriegskommissar mit Aufenthalt in Odense ernannt wird, und er soll sofort abreisen!"

„Woran denken Ew. Majestät!" antwortete Bülow. — „Es ist mein tüchtigster Offizier, den ich verliere!" Aber der König rief noch lauter:

„Und wenn er sich nicht in acht nimmt, so geht er denselben Weg!"

Abrahamsohn war ein ungewöhnlich kenntnisreicher, begabter und geistreicher Mann und dazu, was die Deutschen ‚einen gewandten Mann‘ nennen, der viel gereist war und ausgezeichnete Sprachkenntnisse besaß. Aber er hatte den großen Fehler, daß er stets, wenn er mit anderen zusammen kam und es irgend wie angehen konnte, die erste Geige spielen und die anderen Anwesenden zu Nullen reduzieren wollte. In Odense gab es nur einen, vor dem er Respekt hatte, nämlich den trockenen, satirischen Staatsphysikus Guldbrandt, von dessen scharfer Zunge er mehrere Beispiele gehabt hatte.

Dieser Guldbrandt war eine originelle Person. Er war sehr zurückhaltend, aß und trank gern, wenn er es gratis bekommen konnte, und kam in Odense sehr viel herum, da die Leute, wenn sie ihn nicht einluden, fürchteten, übel beleumundet zu werden. Eines Tages, als er auf dem Schlosse gespeist hatte, und ich ihn nach Hause begleitete, kamen wir beim Konditor Bang vorüber, wo er absolut haben wollte, daß wir hineingehen und ein paar Schnäpse Likör trinken sollten. Es half nichts, daß ich protestierte — ich sollte und mußte den Likör trinken, der uns von des Konditors junger und schöner Tochter dargeboten wurde. Darauf ließ Guldbrandt sich eine Düte Plätzchen zurecht machen, die er für seine Tochter mit nach Hause nehmen wollte.

„Das Ganze macht fünf Mark acht Schilling,“ sagte Mamsell Bang.

„Halten Sie sich an den Leutnant, Jüngferchen,“ anwortete er. „Mit dem werden Sie nicht betrogen. Ich bin zu alt.“

Und während er die Düte in die Tasche steckte, mußte ich mit dem Gelde heraus, das für mich, der nur 16 Reichsthaler monatliche Gage hatte, eine große Summe war.

Als ich von ihm ging, lud er mich zum Frühstück am nächsten Tag um 11 Uhr ein. Alle, denen ich es erzählte, versicherten mir, daß ich mich verhört haben müsse. Keiner hatte jemals gehört, daß Guldbrandt jemand eingeladen hatte. Indessen stellte ich mich präzise am nächsten Tage ein, sah aber absolut nichts, das auf Frühstück schließen ließ.

„Ja, wollen wir nun gehen?“ sagte Guldbrandt.

„Ich glaubte, wir sollten frühstücken, Herr Etatsrat.“

„Gewiß, das sollen wir auch — aber bei Jensen.“

Jensen war ein bekannter Weinhändler in Odense, der an dem genannten Tage den Kunden freies Frühstück gab, weil er ein neues Lokal eröffnete. —

Durch das, was ich von der bevorstehenden Reorganisation der Armee und der damit verbundenen Reduktion des Offizierspersonals zu hören bekam, erhielt

ich einen recht schlagenden Beweis dafür, wie schwierig es in Friedenzeiten ist, die Brauchbarkeit der Offiziere im Felde zu taxieren. Unter denen, die entweder wirklich zum Abschied vorgeschlagen waren, oder von deren Abgang jedenfalls stark die Rede war, will ich nennen: den Sieger bei Idstedt, General Krogh, von dem gesagt wurde, ‚daß er Hofmann und nicht Soldat wäre', den Sieger bei Fredericia, General Bülow, der auf Grund von Schulden zum Abschied vorgeschlagen war; General Schleppegrell, ‚weil er verrückt war'; General de Meza, ‚weil er Sprachlehrer und nicht Offizier war' und endlich General Rye, ‚weil er seinen Garnisonsdienst in Rendsburg nicht versah, sondern Pferdehändler wäre und Fußtouren nach Paris machte'. Des sechsten unserer berühmten Namen aus dem Kriege, des tapferen Helgesen, wurde nicht erwähnt, da er schon seinen Abschied hatte.

Helgesen habe ich einmal besucht, während er Kommandant in Rendsburg war. Ich fand ihn, mit einer langen Pfeife im Munde auf dem Sopha sitzend, eine junge Otter auf jeder Seite neben sich. Diese jungen Ottern dressierte er mit einer selten anhaltenden Geduld zum Fischfang. Als ein Kuriosum will ich in diesem Zusammenhang anführen, daß ich einmal, viel später, mit einem Kutscher fuhr, dem ein Glied von einem seiner Finger fehlte. Ich fragte ihn, ob er es durch eine Kugel verloren habe. „Nein," antwortete er, „das

war eine Otter, die hieß Passjör" (Pêcheur). Er hatte bei Helgesen gedient. Es war ein merkwürdiger Anblick, Helgesen zu sehen, wenn er auf die Jagd ging. Zuerst kam seine Bagage und Dienerschaft in einem Wagen, mit seinen zwei Reitpferden vorgespannt; darauf folgte er selbst, von zwei Nordbaggern* gezogen, mit einem Taubenschlag und zwei Ottern hinten im Wagen und von sechs bis sieben heulenden Hunden eskortiert.

In Kopenhagen habe ich ihn nur einmal gesehen. Ich traf ihn im Vorzimmer des Königs und fragte ihn, ob er längere Zeit hier bleibe.

„Nein, hol' mich der Teufel, wenn ich's thue, Väterchen," erwiderte er. „Ich passe nicht in diese Verhältnisse. Ich gehe hier herum und schwitze wie ein Esel vor Angst."

Mein verstorbener Kadett-Kamerad Hoffmann, der während Friedrichsstadts Belagerung Adjutant bei Helgesen war, hat mir verschiedene Geschichtchen von ihm mitgeteilt, von denen ich bei dieser Gelegenheit eine erzählen will. Als Friedrichsstadt an Helgesens Geburtstag, den 4. Oktober 1850, von den Schleswig-Holsteinern gestürmt wurde, ging Helgesen über den Markt mit seinem Stock in der Hand, von Hoffmann begleitet. Ein Schneider, der da glaubte, daß nun die Stunde

* Eine bestimmte Rasse norwegischer Pferde.

der Befreiung geschlagen hätte, kam auf den Marktplatz herausgestürzt, in Hemdärmeln und mit der schleswig-holsteinschen Kokarde auf der Mütze, aus vollem Halse brüllend:

„Unsere Gebrüder sind da! Vivat Schleswig-Holstein!“

Helgesen ließ ihn sofort anhalten und sagte zu einer Schildwache:

„Kannst du ihn besorgen?“

„Jawohl, Herr Kommandant,“ antwortete der Seeländer. „Soll ich ihn einstecken?“

„Zum Teufel, nein! — Aber du sollst ihn verhauen! Hier hast du meinen Stock, dann will ich solange dein Gewehr halten!“

Und der unglückliche Schneider bekam zwanzig Stück über den Nacken, während gleichzeitig Granaten und Bomben über seinem Kopf sprangen.

Als Helgesen nachher zu den Schanzen hinauskam, sagte er zu Hoffmann:

„Spektakel können sie mit ihren Kanonen und Gewehren machen! Aber wollt ihr, meine guten Schleswig-Holsteiner, Friedrichstadt haben, so sollt ihr, der Teufel frikassiere mich, es mit den Nägeln holen können!“

Unter den alten Offizieren in der Garnison Kopenhagens, die bei der Reduktion abgingen, erinnere ich mich eines alten Kapitäns Andse, der eine originelle Persönlichkeit war. Er war ein großer, dicker Nor-

weger, der sich schlecht bewegen und sehr schwer im Schritt marschieren konnte, da er plattfüßig war. Der Gouverneur, Prinz Wilhelm, war bei allen Gelegenheiten hinter ihm her, und Andse betrachtete ihn und alles, was zu seinem Regiment gehörte (2. jütländisches), als seine geschworenen Feinde.

Als ich eines Tages zum Schießen draußen auf Amager war, war Andse mit seiner Kompagnie auf der Nachbarbahn plaziert. Ein Unteroffizier vom 2. jütländischen Regiment stand in seiner Uniform mit den weißen Rabatten neben der Bahn und beobachtete das Schießen. Auf einmal höre ich Andse rufen:

„Da steht der weiße Gouvernements-Spion! Komm her! — Wie heißt er und was ist er?“

„Mein Name ist Esau,“ erwiderte der deutsche Unteroffizier. „Und ich habe die Inspektion auf den Schießbahnen.“

„Es heißt nicht Schießbahnen,“ erwiderte Andse, „sondern Sky—de—ba—ner—ne! Im übrigen sollte ich meinen, daß Esau ein biblischer Name ist! So hieß der, der Schurke, der unsern Herrn Jesus Christus um 30 Reichsbankschillinge verriet!“

„Ich bitte sehr um Verzeihung, Herr Kapitän, das war Judas Ischariot,“ erwiderte der Unteroffizier und trat ab.

Da die neue Organisation der Garde 1842 in Kraft trat, bekam die Garde zwei neue Offiziere: v. Meyern und Banner. Letztgenannter war ein Ehrenmann, aber von einem so unverträglichen Wesen, daß er nicht mit einem einzigen seiner Kameraden auskommen konnte. Eines Tages, als ich nicht aufgelegt war, auf seine Ergüsse zu hören, sagte ich ihm Bescheid, ein Wort gab das andere und eine Herausforderung erfolgte. Der Handel wurde im großen Saale des Hotel du Nord abgemacht und endete damit, daß er einen Hieb über die Stirn erhielt. Zum Glück für ihn und mich lief es doch besser ab, als man erwarten sollte, da eine Mütze mit zwei Silbertressen und einem dicken Rand das meiste von dem Hieb abbüßte.

Unter Christian VIII. wurde die Kaserne umgebaut. Sie war ursprünglich Orangerie gewesen und hatte zu Rosenborgs Garten gehört. Man sah noch deutlich die Merkmale der großen bogigen Fenster, die mit schönen Sandsteinornamenten umgeben waren. Da ich anläßlich des Umbaus mein gemütliches Heim in der Kaserne verlassen mußte, bot der Generalkriegskommissar Wiborg, der damals den Eckplatz an der Amalienstraße und Blankostraße besaß, mir an, in seinem Gartenhause zu wohnen, wozu ich einen eigenen Eingang durch eine Pforte im Plankenwerk hatte. Der Garten war groß und reichte geradeaus bis zum Eck-

platz in der Breiten Straße. Er war schön angelegt mit Springbrunnen und Blumenbeeten, und da das Gartenhaus drei nette Zimmer enthielt, wohnte ich den Sommer über so behaglich wie möglich.

Auch auf Sorgenfrei, wo der König sich im Sommer aufhielt, war in jeder Hinsicht ausgezeichnet für uns gesorgt. Die Kaserne lag dem Eingang zum Park gerade gegenüber, der wie das Boot in der See zu unserer Verfügung stand, und jeder Offizier hatte zwei Zimmer außer der Gartenstube.

Des Sonntags gingen wir gewöhnlich in die Kirche mit dem König. Einmal, als wir nach beendetem Gottesdienst uns anschickten, nach Hause zu gehen, geschah etwas, das einiges Aufsehen erregte.

Ein Verwandter von Fräulein Waltersdorff war früher Leutnant in König Christians Regiment gewesen, aber da er sich wie ein reiner Vagabund aufführte, bekam er seinen Abschied, mit der Anweisung, sich in Zukunft außerhalb Seeland aufzuhalten. Er reiste dann nach Holstein, wo er sich mit einer Müllerswitwe verheiratete, aber weil da nach ganz kurzer Zeit nichts mehr übrig blieb, weder von der Mühle noch von den Wertpapieren, verließ er Frau und Kind und reiste nach Amerika. Die unglückliche Frau begab sich darauf nach Kopenhagen herüber, um bei Christian VIII. um ein Gnadengeschenk nachzusuchen. Ihre Mission wurde

von großem Erfolg gekrönt, da sie die gute Idee hatte, ihre ungewöhnlich schöne junge Tochter zum König hinaufzuschicken, anstatt selbst zu gehen. Aber kaum hatte der Mann in Amerika von diesen veränderten Verhältnissen Wind bekommen, als er sofort nach Dänemark reiste. — An dem erwähnten Sonntag, gerade wie der König und die Königin Arm in Arm aus der Kirche traten, stellte er sich vor ihnen hin und, indem er die Rolle des gekränkten Vaters spielte, stieß er so laut, daß es alle hören konnten, hervor: „Ew. Majestät! — Meine Tochter!“ Aber der König unterbrach ihn kurz und sagte: „Kommen Sie zu mir auf das Schloß!“ Dies geschah indessen nicht, da er sofort arretiert und außer Landes geführt wurde.

Eines Tages im Jahre 1843 kam bei der Tafel auf Sorgenfrei das Gespräch auf die bevorstehenden großen Truppenübungen in Hannover, und ich erlaubte mir da zu äußern, daß es eine große Freude für die Offiziere sein müßte, denen es ihr Los bescherte, dort hinüber kommandiert zu werden. Der König fragte mich, ob ich Lust hätte, mitzuziehen, und als ich ja sagte, wurde ich sofort beim 15. Bataillon eingestellt und reiste nach Rendsburg, wo ich mich einen Monat aufhielt.

Die Offiziere brachten den größten Teil des Tages bei dem wachthabenden Offizier auf der Hauptwache zu,

wo es deshalb ein beständiges Herein und Heraus gab. Da eine Menge hier alle ihre Mahlzeiten einnahmen, sowohl Frühstück, Mittag- und Abendbrot, war der Tisch ganz angefüllt mit Eßwaren. Außer verschiedenen Flaschen mit Kümmel und Bier gab es mehrere große Schwarzbrote, eine große Thonkruke mit Butter, einen alten holsteinschen Käse und endlich einen großen Holztrog mit warmem Sand, wo mehrere Mandel Eier hineingethan waren, — und der ganze Bestand wurde immerwährend erneuert.

Während meines Aufenthalts in Rendsburg kam ich beinahe täglich in Graf Baudissins Haus. Beleidigt darüber, daß er nicht bei Zepelins Tod zum Kommandeur der Garde ernannt wurde, hatte er seinen Abschied genommen; aber da er militärtoll war, bereute er es sofort und kaufte für eine Summe Geldes Major Elberg aus dem Dienste los, worauf er in Rendsburg angestellt wurde. Christian VIII., dem er den Stuhl vor die Thür gesetzt hatte, war schwach genug, seine Erlaubnis zu diesem Arrangement zu geben. Baudissin wurde nach und nach Schleswig-Holsteiner und war es schon damals so sehr, daß es mich gar nicht wunderte, daß er 1848 auf der anderen Seite stand. Er war sehr liebenswürdig gegen mich, sprach aber niemals über etwas, das die Garde betraf und wies mich jedesmal ab, wenn ich auf das Thema kam.

Obwohl kein Bruch der Disziplin geschah, merkte man es doch den Unteroffizieren sowie der Mannschaft an, daß sie in antidänischer Richtung bearbeitet waren. Selbst mehrere Offiziere machten kein Hehl aus ihren schleswig-holsteinschen Sympathien.

Eines Tages im Monat August hatte Christian VIII. seine Ankunft in Rendsburg um neun Uhr abends angemeldet, und die ganze Garnison und die Bürgerwehr war eine Stunde zuvor unter Gewehr. Der König kam indessen nicht vor dem nächsten Morgen um fünf Uhr. Die Folge hievon war, daß die eine Hälfte der Bürger nach Hause gegangen war und die andere sich vollgetrunken hatte. Bei des Königs Ankunft gab es einen vollständigen Skandal. Der Wagen wurde vom Pöbel umringt, der zischte und pfiff, und dieser Tumult dauerte noch fort, nachdem der König ins Gouvernementsgebäude eingezogen war. Endlich zerstreute man den Pöbel mit Gewalt und stellte die Ruhe wieder her.

Endlich kam der Tag des Abmarsches, und nach einem außerordentlich beschwerlichen Marsch in dem tiefen Sande kam das Bataillon spät abends in Münster an, um den Tag darauf nach Segeberg und Umgegend weiterzumarschieren. Am nächsten Tage sollten wir Rast halten. Aber es wurde gerade kein Ruhetag für mich und einen Teil meiner Kameraden, da wir nach Hamburg gingen, von wo wir erst am nächsten Morgen um vier

Uhr zurückkehrten, als das Bataillon zum Abmarsch bereit stand. Des Abends kamen wir zur Lauenburgschen Grenze am Sachsenwalde, wo ich bei einem alten Förster Namens Neumann einquartiert wurde. Dicht daneben lag Schloß Friedrichsruh, das nun im Besitz des Fürsten Bismarck ist, wo aber damals ein ganz junger Mann, gegen zwanzig Jahre alt, wohnte, der, soviel ich mich noch erinnere, Lord Lucan hieß. Es wurde erzählt, daß der junge Mann von seinem Vater gezwungen worden wäre, sich dort in einer Art Verbannung aufzuhalten, weil er zu Hause ein zu wildes Leben geführt hätte. Von ihm waren mein Wirt, mein Premierleutnant und ich zum Abend eingeladen. Keiner von uns konnte englisch, und da ich es mit deutsch versucht und gemerkt hatte, daß der Lord nur seine Muttersprache beherrschte, sprach ich dänisch. Sofort nach unserer Ankunft kam eine große Bowle von sächsischem Porzellan auf den Tisch und zugleich brachte ein Diener eine Ananas auf einer Schüssel.

Mit großer Feierlichkeit schnitt der Lord die Frucht in Scheiben und legte sie auf ein großes Stück Eis, das nach und nach mit Rum, Madeira, Rheinwein und Champagner überrieselt wurde. Nachdem der Lord mit großer Gemütsruhe und vielem Ernst in der großen Bowle herumgerührt hatte, schenkte er von ihrem Inhalt vier große Gläser voll und hieß uns willkommen, indem er sein Glas leerte, welches gute Beispiel pflichtschuldigst

von seinen Gästen befolgt wurde. Als dieses Experiment sich einigemale wiederholt hatte, verlor unser Wirt seinen feierlichen Ernst, sang und lachte und hing uns am Halse. Mein braver Premierleutnant, der die schlimme Gewohnheit hatte, über alle Beschreibung zu trinken, wurde ganz und gar betrunken, und dasselbe war in geringerem Grade mit dem alten Förster der Fall. Auf dem Heimwege wollte der Leutnant nüchtern thun und absolut den Alten unterfassen, was damit endigte, daß er mitten in dem dunklen Walde über eine Baumwurzel stolperte und im Fall sowohl Neumann wie mich kopfüber mitriß. Die Laterne erlosch, und es war nicht möglich, die Betrunkenen wieder auf die Beine zu kriegen; sie lagen wie auf der Wahlstatt erschlagen. Ich begann um Hilfe zu rufen und nach Verlauf einiger Zeit kam die Unterstützung in Gestalt von Neumanns Knecht und seinen zwei ältlichen Töchtern, die mir auf das nachdrücklichste den Text lasen. Als ich am nächsten Morgen um fünf Uhr den Ort verließ, geschah es sans adieu.

Wir marschierten durch den herrlichen Sachsenwald und kamen abends in der Stadt Lauenburg an. Am Tage darauf wurden wir bei Altenburg mittelst Fähre über die Elbe gebracht und erreichten noch am selben Tage das große Lager bei Lüneburg.

Die Truppen waren in zwei Divisionen geteilt, wovon die eine aus der hannöverschen Armee bestand,

die andere aus den Kontingenten von Holstein, Lauenburg, Mecklenburg, Oldenburg und Braunschweig. Die Division, zu der ich gehörte, wurde vom Landgrafen Wilhelm kommandiert, während der hannöversche General Hackett als General en chef fungierte. Mitten im Lager befand sich eine kleine Schanze, mit neun Salut-Kanonen versehen, wo der Lagerkommandant, der wegen seiner kecken Verteidigung des berühmten Pachthofes in der Schlacht bei Waterloo bekannte General Barring, wohnte. Die Reveille, die mit drei Kanonenschüssen begann, ging jeden Morgen um 1/24 Uhr, und die Manöver dauerten bis zum Abend. Wir bedurften so dringend der Ruhe, aber davon gab es für uns nicht viel, da die Geselschaftlichkeit groß war. Der unglückliche Kronprinz von Hannover, der spätere Georg V., war ungeachtet seiner Blindheit zur Stelle, indem ein Adjutant sein Pferd führte.

Das Lager war von fürstlichen Personen aus ganz Deutschland besucht, darunter der spätere Kaiser Wilhelm I. Anläßlich Ernst Augusts Ankunft spielte ein Musikkorps von 1080 Mann, unter Anführung des preußischen Obermusikdirektors Wiprecht, der von fünfzig Tambourmajors assistiert wurde. Ernst August erinnerte mich an Friedrich VI., was im übrigen nicht so verwunderlich war, da sie durch Karoline Mathilde mit einander verwandt waren. Er machte den Eindruck eines strengen und sehr despotischen Mannes, vor dem alle zitterten.

Das Lager wurde mit einer großen Revue abgeschlossen, und am Tage darauf marschierten die verschiedenen Truppen-Abteilungen in ihre Standquartiere.

Im Laufe des Sommers 1847 bekam Christian VIII. oft kleine Anfälle von Epilepsie oder etwas damit Verwandtem. Im Monat September war er zur Jagd auf Friedensburg und wurde dort krank, weshalb der Arzt anriet, daß die Residenz sofort von Sorgenfrei nach Kopenhagen verlegt werden sollte. Auf dem Wege heimwärts ließ er den Wagen draußen vor der Kaserne halten und den Kapitän Barner und mich zu sich herausrufen. Er dankte uns für die Zeit, die wir draußen gewesen waren und gab Ordre, daß die Kompagnie am Tage darauf nach Kopenhagen abmarschieren solle.

Ich ging an demselben Abend herunter, um einen Bagagewagen beim Dorfschulzen zu bestellen und wurde auf dem Wege von dem seiner Stärke wegen bekannten Schlächter Ejberg angeredet.

„Der König ist wohl wieder krank geworden?" sagte er.

„Ja, leider! Denn was soll daraus werden, wenn er stürbe?"

„Das erachte ich, zum Kuckuck, für gar keinen Schaden, denn er ist ein schlechter Kerl!"

„So etwas dürfen Sie nicht zu mir sagen, Ejberg!“

„Ja, sehen Sie, Herr Leutnant, er läßt sich in den Zeitungen ausschelten, und er läßt sich im Korsaren zum Narren machen, und er steht doch so hoch. Ich, der ich nur ein einfacher Dorfschlächter bin, ich dulde nicht das kleinste bißchen in der Beziehung. Es ist niemand in der ganzen Stadt, der da sagen kann, daß sie Ejberg zu nahe gekommen sind, ohne daß ich sie aufs Maul geschlagen habe. Wenn der König zu mir sagte: ‚Der Mann hat mich beschimpft, Ejberg,‘ so würde ich mein Schlächterbeil nehmen und ihn vor die Stirn schlagen, gerade wie ein Rind!“

Als er das Gespräch begann, hielt ich ihn für einen Jakobiner, als er es schloß, merkte ich, daß er Kraft-Royalist war.

Am 17. Januar 1848 wurde der König wieder krank und mußte zur Ader gelassen werden. Einige Tage darauf traf zur Audienz eine Deputation aus Sorö ein, die der König in Uniform empfing. Man meinte nun, daß die Wunde vom Aderlaß durch die Kleidung empfindlich berührt worden wäre, und daß eine Blutentzündung die Folge davon gewesen wäre. Schon am 23. morgens war des Königs Zustand bedenklich, und als ich mittags auf Schloß Christiansburg auf Wache ziehen sollte, hatte sich schon eine ängstliche Menschenmenge auf dem Amalienburgplatz angesammelt.

Ich speiste zu Mittag bei dem Kronprinzen. Er war sehr beklommen, und ich glaube wohl, daß er aus diesem Anlaß einige Extra-Glas Portwein trank. Nach der Tafel ging er nach Amalienburg hinaus, von wo er ungefähr um neun Uhr zurückkehrte. Er rief mich sofort zu sich herüber und sagte:

„Der König hat nur noch kurze Zeit zu leben. Willst du in die Kaserne schicken nach Mannschaft, um die Wache zu verstärken?“

Ich konnte deutlich merken, daß der Prinz sich seiner großen Verantwortung bewußt war, und er sprach mit einer für ihn seltenen Ruhe und Klarheit.

Um elf Uhr lief die Nachricht in Christiansburg ein, daß der König tot wäre. Die Minister versammelten sich nach und nach, und es wurde Staatsrat bis tief in die Nacht hinein gehalten.

Friedrich VII.





König Friedrich VII.

Friedrich VII.

Des Königs Geisteszustand. — Die Gegensätze in seinem Charakter. — Sein Unwille gegen Orla Lehmann und Krieger. — Seine Mildthätigkeit. — Sonderbare Passionen. — Lebhafte Phantasieen. — Fritz Blücher. — Königswürde. — Des Königs Neigung für starke Getränke. — Leibsattelknecht Anders Petersen.

Des Königs Abhängigkeit von der Gräfin Danner und Berling. — Vergangenheit der Gräfin. — Die Gräfin und Frau Heiberg. — Die Stellung der Gräfin bei Hofe. — Intriguen. — Fensmark und Bardenfleth. — Das Verhältnis der Gräfin zu des Königs Umgebung und zu ihren Untergebenen. — Brand des Schlosses Friedrichsburg.

Der Krieg 1848—1850. — Die vier Spielleute. — General de Meza. — Feldmarschall Moltke. — Bursche Hans. — Die Schlacht bei Idstedt. — General Krogh. — Heimkehr.

Tägliches Leben am Hofe. — Des Königs Leidenschaft für Fischerei. — Jagden. — König Karl XV. und Fritz Blücher. — ‚Eine kalte Hof-Kollation.‘ — Ein Besuch auf der Schießbahn. — Friedrich VII. wird Schützenkönig. — Prinz Ferdinands Tod und Begräbnis. — Erbprinzessin Karoline. — Der alte Landgraf. — Unruhiges Leben. — Ausflug nach Hesselö. — Reise nach Odense. — Besuch in Schweden. — Prinz August. — Berling und Lotse Frederiksen. — Des Königs Aufregung. — Bürgerball in Flensburg. — Des Königs Tod und Begräbnis.

Indem ich mich anschicke, meine Erinnerungen aus Friedrichs VII. Zeit niederzuschreiben, muß ich eines kleinen Wortwechsels gedenken, den ich einmal mit dem General Fensmark hatte. Als eines Tages etwas besonders Merkwürdiges geschehen war, ließ ich eine Aeuße-

rung fallen darüber, daß es eigentlich unverantwortlich wäre, daß man nicht seine Erlebnisse niederschriebe. Fensmark bezeichnete ein solches Vorhaben als einen großen Leichtsinn, und als ich ihn um eine nähere Erklärung bat, sagte er:

„Sie haben ja einen Sohn. Glauben Sie, es würde ihm angenehm sein, daß man einmal im Laufe der Zeiten den Leuten seines Vaters Grabstätte zeigte mit der Bemerkung, daß hier der dänische Münchhausen begraben läge? ... Denn Sie meinen doch nicht, daß Sie jemanden dazu brächten, zu glauben, was in dem Buche steht?"

Abgesehen davon, daß ich die Richtigkeit dieser Bemerkung durchaus zugebe, muß ich doch sagen, daß, wenn ich mich hier darauf beschränke, nur einen geringen Bruchteil dessen zu erzählen, was ich erlebt habe, es nicht allein aus diesem Grunde geschieht.

Giebt es einen Mann, mit dem ich viel zusammen gelebt habe, und den ich mir Mühe gegeben habe, kennen zu lernen, so ist es Friedrich VII. Soll ich das Resultat, zu dem ich gekommen bin, in Kürze ausdrücken, so muß ich sagen, daß mein Herr und König, nach meiner innersten Ueberzeugung, geisteskrank war mit vielen lichten, zuweilen genialen Augenblicken. Professor Eschricht,* der

* Daniel Frederik Eschricht, berühmter dänischer Physiologe, Universitätslehrer und verdienter Forscher, dessen meiste

im Jahre 1860 einigemale wöchentlich Vorlesungen auf dem Schloß über naturwissenschaftliche Themata hielt, hat sich einmal in einer einigermaßen ähnlichen Richtung ausgesprochen. Als er eines Abends nach einem Vortrag über Kaspar Hauser Fensmark, Moltke und mich ins Konversationszimmer begleitet hatte, und Fensmark ihn aufforderte, seine Meinung über die Geistesgaben des Mannes zu sagen, vor dem er kürzlich Vortrag gehalten hatte, antwortete er:

„Der König ist ein von Geburt ungewöhnlich begabter Knabe, dessen Verstandskräfte sich auf Grund einer bedauerlichen Neigung von seinem 14. Jahr ab nicht weiter entwickelt haben."

Ich habe nie einen Menschen getroffen, auf den das französische Sprüchwort ‚Les extrêmes se touchent' besser angewandt werden konnte als auf ihn. Er konnte zuweilen in so hohem Grade liebenswürdig sein, daß man sich mit Vergnügen für ihn aufopfern konnte, während seine Augen zu andern Zeiten einen so bösen Ausdruck haben konnten, daß man daran denken mußte, daß etwas von Nero in seinem Inneren wäre. In einem Augenblick war er Freidenker, um im nächsten orthodoxer zu sein als irgend ein Prediger. Zuweilen war er so geradezu, daß er mit Vergnügen einem Tagelöhner die Hand ge-

---

Arbeiten in den ‚Akten der Gesellschaft der Wissenschaft' veröffentlicht worden sind.

reicht haben würde, während er sich zu anderen malen in ganz übertriebenem Grade stolz zeigte. Niemand konnte ihn z. B. bewegen, einen Gegenbesuch bei dem Prinzen Napoleon zu machen, als dieser hier in Kopenhagen war. „Ich, der ich zum ältesten Fürstenhause in Europa gehöre," sagte er, „ich sollte bei einem solchen Parvenü eine Visite abstatten? — Nein, der Teufel hol' mich, wenn ich's thue!"

Haß und Liebe wechselten ebenso, und auf den, den er heute bewunderte, war er morgen böse, oder umgekehrt. Von dieser Regel gab es doch Ausnahmen, besonders hinsichtlich Lehmanns und Kriegers, denn die haßte er stets. Ich bin einmal Zeuge eines recht charakteristischen Ausbruchs dieses Unwillens gegen Lehmann gewesen, den sich der Minister wahrscheinlich durch das etwas abweisende Wesen zugezogen hatte, das er dem König gegenüber annahm.

Als Friedrich VII. auf den Thron kam, wurde Gyldenstjerne-Sehestedt von der Garde zu Pferde als Adjutant bei ihm angestellt. Er hatte früher mehrere Jahre in einer Gemüts-Heilanstalt zugebracht und war nach seiner Genesung immer noch sehr exaltiert. Dieser Ehrenmann, der in der alten Schule erzogen war, konnte sich in den veränderten Verhältnissen nicht zurecht finden. Als ich eines Tages zufällig im Vorzimmer war, wo er Dienst hatte, kam Orla Lehmann von dem Könige

heraus. Indem er an Sehestedt vorbei und zum Schreibtisch ging, warf er hin:

„Wollen Sie mir Feder, Tinte und Papier geben."

Sehestedt antwortete im Augenblick nichts, weil ihm die Luft ausgegangen war; aber auf einmal brach er los mit einer Stimme, die durch viele Zimmer schallte:

„Wollen Sie hier schreiben?"

Lehmann wurde etwas bedenklich und sagte ja, worauf Sehestedt fortfuhr:

„Ich muß Sie, der Teufel hol' mich, bitten, Herr Minister, wenn Sie schreiben wollen, in den roten Kasten hinüberzugehen, wo Sie hingehören!" und er deutete mit der Hand hinüber zum Kanzleigebäude. „Glauben Sie, das Vorgemach Seiner Majestät des Königs ist ein Schreibzimmer?"

Nach diesem Anschnauzer ergriff Lehmann hurtig die Flucht.

Aber das Nachspiel ist hier das artigste.

Der König, der das Ganze gehört hatte, steckte den Kopf durch die Thür und fragte, was das wäre.

„Was das ist?" antwortete Sehestedt. „Das ist Ihr neuer Minister, der da glaubt, daß hier ein Schreibzimmer ist! Aber ich habe ihn, der Satan hol' mich, darum ersucht, in den roten Kasten hinüberzugehen, wo er hingehört!"

„Das war ausgezeichnet!“ sagte der König und zog sich vergnügt zurück.

Krieger stieß besonders durch seine freien Manieren an. Es war dem König sehr zuwider, daß Krieger, wenn er mit ihm sprach, mit den Daumen in dem Westenausschnitt dastand und ihn über die Brille ansah. „Heute habe ich mit der ‚Stangenratte‘ gesprochen,“ sagte der König eines Tages zu mir nach einem Gespräch mit ihm. Auch für mehrere seiner anderen Minister hatte er Spitznamen. Den Kriegsminister Thestrup z. B., der stets so süß war, nannte er ‚meinen Lakritzenminister‘, und Madrig trug den Namen ‚meine bornholmische Stutzuhr‘, weil er, ob es warm oder kalt war, Regenwetter oder Sonnenschein, beständig wie der Perpendikel in einer Stutzuhr in ein und derselben Marsch-Kadenz ging.

König Friedrich war sehr wohlthätig und hilfreich. Er schlug Bitten um Hilfe nur aus zwingender Notwendigkeit ab, d. h. wenn er buchstäblich nicht einen Schilling von dem monatlichen Gehalt übrig hatte, das ihm Berling von der Civilliste auszahlen ließ. Aber hatte er etwas, so habe ich ihn niemals vergebens um eine Gabe für einen oder den anderen armen Menschen im Vorgemach gebeten — wohlverstanden, wenn die Gräfin oder Berling nicht zur Stelle waren. Mit erstaunlicher Schnelligkeit bewegte er den schweren Körper hin zum Geldfach,

indem er zu mir sagte: „Wieviel, meinen Sie, soll er haben?“ Er blickte im großen und ganzen voll Ueberlegenheit auf Geld und meinte, daß es sich für einen König so zieme. Ich erinnere mich, daß er einmal fünfunddreißig Thaler im Kartenspiel an mich verloren hatte, und daß ich nicht auf den Fünfzig-Thalerschein herausgeben konnte, womit er mich bezahlte. Am nächsten Tage brachte ich ihm die fünfzehn Thaler in einem Kouvert.

„Was ist das?“ fragte er.

„Das sind die fünfzehn Thaler, die ich Euer Majestät schulde.“

„Ich muß dich darauf aufmerksam machen, daß ein König niemals wieder nimmt.“

„Ja, das habe ich nicht gewußt, Euer Majestät; aber ich will das Geld nicht haben.“

„Ja, ich zum Kuckuck auch nicht.“

Das Resultat war, daß eine arme Witwe die fünfzehn Thaler bekam gegen eine Quittung, die ich dem König einhändigte.

Es war eine von Friedrichs VII. größten Freuden, zu geben. Ich habe viele, sowohl schöne wie wertvolle Gaben empfangen, darunter sogar ein Pferd mit dazu gehörigem Reitzeug. Einmal auf einer Jagd bei Jägerpreis verfiel der König plötzlich darauf, mir eine wundervolle Doppelflinte zu schenken, die von einer berühmten

Firma in Brüssel fabriziert war. Während ich noch mit der Flinte in der Hand dastand, machte der Leibschütz Jörgensen darauf aufmerksam, daß sie ein Präsent des belgischen Ministers wäre.

„Tod und Teufel!" sagte der König, indem er mir die Büchse wieder fortnahm. „Ist er hier noch angestellt?"

„Nein, Euer Majestät!"

„Ja, dann puste ich ihm etwas! Da hast das Gewehr, Holten!"

Zu des Königs Absonderlichkeiten gehörte seine Passion für Kopfbedeckungen. Er hatte ganze Schränke voll von all den Kopfbekleidungen, die er getragen hatte, seit er Offizier geworden und er schaffte stets neue an zur nicht geringen Plage seiner Umgebung, die dem Beispiel folgen mußte. Jedesmal, wenn ich von meinem Hause zum Dienst ausrückte, führte ich für mein Teil nicht weniger als zehn verschiedene Helme, Mützen, Hüte u. s. w. mit, die vorgeschrieben waren.

Auch für solche Dekorationen, zu deren Erlangung es besonderer Qualifikationen bedurfte, hatte er ein lebhaftes Interesse. Er putzte sich zuweilen mit der Kokarde der Waffenbrüder und trug beständig gleich von frühem Morgen an einen hohen schwedischen Freimaurerorden. Als die Helena-Medaille an die Teilnehmer im napoleonischen Kriege verteilt wurde, wollte

er sie gerne haben, aus welchem Anlaß Fensmark bemerkte, daß er ja unmöglich zu jener Zeit mit in der französischen Armee gewesen sein konnte, da er ja 1814 erst sechs Jahre alt war. Der König fühlte sich von diesem Einwand ganz und gar nicht geniert, sondern bemerkte, daß er gerade im Alter von sechs Jahren von seinen Eltern fortgelaufen war und sich zum Dienst als Tambour gemeldet hatte.

Die Dekoration, nach der es ihn am meisten von allen verlangte, war die Rettungsmedaille, und seine lebendige Phantasie hatte viele merkwürdige Geschichten ausgetüftelt, die seinen Anspruch darauf bestätigen sollten. Eine derselben hatte er so oft erzählt, daß ich nicht daran zweifle, daß er sie wirklich für wahr hielt. Sie lautete wie folgt:

„Auf der Brücke am Lyngbyer See standen elf Waschfrauen in voller Arbeit, als die Planken plötzlich nachgaben, so daß sie alle elf kopfüber ins Wasser stürzten. Ich sprang sofort hinein und war so glücklich, die zehn zu retten. Die elfte bekam ich nicht, da das Wasser von der vielen Bewegung so trübe geworden war, daß es schien, als ob ich in einem Tintenfaß schwämme."

Ein anderesmal, als wir bei windigem Wetter vom Kattegat in den Sund hineinsegelten, erzählte der König:

„Als ich einmal als Kronprinz hier mit dem ‚Neptun‘ segelte, fuhr ein Schoner neben uns. Plötzlich kam einer dieser Stoßwinde, die hart am Lande so gefährlich sind. Der Schoner schlug um, und die ganze Besatzung, alle sechs Mann, fielen ins Wasser. Ich sprang sofort, vollständig angekleidet, hinein und rettete drei von ihnen.“

„Aber Gott, warum bekamen denn Eure Majestät nicht die Rettungsmedaille?“ fragte der Lotse Frederikssen, dem die Geschichte erzählt wurde.

„Ja, danach mußt du schon fragen!“ sagte der König. „Es ist lumpig, daß ich nicht dazu vorgeschlagen wurde!“

Die Schnelligkeit, womit der König so seiner eigenen Aussage nach ins Wasser sprang, steht gerade nicht in bester Uebereinstimmung mit dem Abscheu, den er sonst vor der Berührung mit Wasser empfand. Sein Kammerdiener hatte oft die größte Mühe damit, sein Gesicht und seine Hände rein zu bekommen. Ich habe selbst eines Morgens auf Schloß Christiansburg den König im Zimmer rund herum wandern sehen, um Lojtved zu entgehen, der ihm mit einer Schüssel Wasser in der Hand nachlief.

Des Königs Rettungsthätigkeit ging doch zuweilen auch auf dem Festlande vor sich. So erzählte er einmal Fensmark und mir, daß, wie er als Knabe eines

Tages im Schloßhofe herumspielte, er plötzlich lautes Schreien hörte, und als er dem Tone nachging, entdeckte er, daß es von der Herzogin von Bevern herrührte, die mit ihren Kleiderpuffen in der engen Wendeltreppe hängen geblieben war, so daß ihre Beine frei in der Luft schwebten.

Er kroch da unter ihre Röcke und zog ihre Beine herein, bis sie wieder festen Fuß gefaßt hatte. „Ich wäre beinahe erstickt worden," sagte er. „Ich war ganz dunkelblau im Gesicht, als ich herauskam." Diese Begebenheit wird nicht weniger verwunderlich dadurch, daß die erwähnte Herzogin mehrere Jahre vor des Königs Geburt gestorben war.

Solche verblüffenden Geschichten, in denen des Königs lebhafte Phantasie sich Luft schaffte, wurden nicht allein seiner gewohnten Umgebung erzählt, sondern zuweilen auch Fremden, was sehr peinlich wirkte. Prinz Heinrich von Weimar, den er auf einem Ausflug getroffen hatte, war einmal Gegenstand einer solchen überraschenden Mitteilung. Nach der Tafel wartete der König ihm mit Musik auf. Er hatte nämlich vom Kammermusikus Hansen gelernt, etwas von einem Marsch mit einem Finger zu spielen. Als diese beschwerliche Arbeit zu Ende war, sagte er zu dem Prinzen:

„Den Marsch habe ich selbst komponiert."

„Er ist sehr schön, Euer Majestät," antwortete der

Prinz. „Nur kommt es mir vor, daß die Kadenz so langsam ist.“

„Ja,“ antwortete der König, „ich habe ihn auch als Trauermarsch geschrieben, anläßlich des Todes meines Vaters.“

Trotz des Königs großer Fertigkeit im Erfinden derartiger Historien, befand sich doch in seiner nächsten Umgebung jemand, der ihm beinahe den Rang streitig machen konnte. Es war einer seiner Adjutanten, Kapitän N. N. Er hatte, gerade wie der König, die unglaublichsten Dinge erlebt und das nach allen Richtungen hin. Es war nicht möglich, daß etwas erzählt werden konnte, ohne daß N. N. etwas Aehnliches passiert war, nur mit dem Unterschied, daß es viel interessanter war. Es war ganz unterhaltend, den König und ihn einander in Berichten von merkwürdigen Lebensbegebenheiten überbieten zu hören, und man muß sagen, daß ihm der König nur selten die Antwort schuldig blieb.

Doch ging es einmal schlimm. Wir lagen in einem Boot auf dem Badestubenteich und fischten, als N. N. unter anderem eine Geschichte erzählte, davon, daß er einmal in China einen dieser merkwürdigen Porzellantürme gesehen hätte, der so alt war, ‚daß aus seinen obersten Fenstern ein Eichbaum wuchs, der größer und dicker war‘ — hier sah er sich um und wies auf einen mächtigen Eichbaum — ‚als der dort‘.

Ich sah sofort, daß der König daran arbeitete, eine Geschichte zu erfinden, die die N. N.s ausstechen konnte. Aber wunderbar genug, stand keine zu seiner Verfügung. Da wurde er rasend und sagte:

„Ich will es mir, hol' mich der Teufel, verbeten haben, daß du Holten und mir solche Lügen erzählst!"

Wir waren nur unserer drei im Boot, und die Scene war mir äußerst unbehaglich.

Wie viel oder wie wenig der König an die Wahrheit der Geschichten glaubte, die er erzählte, ist schwer zu entscheiden. Daß es ihm im ganzen schwer fiel, zu beurteilen, ob etwas das Merkmal der Wahrheit trug oder nicht, scheint aus einer Aeußerung hervorzugehen, die er einmal über Kapitän Irminger vom See-Etat fallen ließ, der schon bei des Königs Hochzeit mit der Prinzessin Wilhelmine von Friedrich VI. als Adjutant bei ihm angestellt worden und so der Aelteste in seiner Umgebung war. Einen pflichttreueren Mann als Irminger habe ich nie gekannt. Sowohl in dienstlicher wie in moralischer Hinsicht war er die Gewissenhaftigkeit selbst. Aus Furcht, daß es ihm passieren könnte, etwas zu sagen, was nicht in genauester Uebereinstimmung mit der Wahrheit war, überlegte er seine Worte mit solcher Sorgfalt, daß ein ganz gewöhnlicher Satz in seinem Munde eine größere Wahrheit zu enthalten schien, als wenn er aus dem Munde anderer

kam. Eines Tages, als mehrere Herren zugleich zum König hineinkamen, bat er uns, zu entschuldigen, wenn er sich etwas zerstreut zeigen sollte:

„Denn,“ sagte er, „Irminger hat mich so mit Lügen vollgepropft, daß ich ganz wirbelig bin.“

Nach dem hier Erzählten wird man verstehen, daß es uns etwas überraschend kam, als der König eines Tages äußerte:

„Ich bilde mir gar nichts auf meine Wahrhaftigkeit ein, denn es ist etwas in mir, das sich empört, wenn ich bloß den kleinsten Schritt vom Wege der Wahrheit abweichen will!“

Als ich an dem Tage mit Fensmark nach Hause ging, sagte er zu mir:

„In Zukunft will ich nicht mehr auf seine Historien hinhören. Es ist mir früher ein großes Vergnügen gewesen, weil es mich interessierte, zu sehen, ob es möglich wäre, daß er sich selbst übertreffen könnte. Aber jetzt habe ich keine Freude mehr dran. Denn eine größere Lüge als die, mit der er heute kam, kann er, meiner Seel, nicht sagen!“

Es ist selbstverständlich, daß von des Königs Umgebung alles gethan wurde, was gethan werden konnte, um zu verhindern, daß der König gerade Fremden gegenüber seinen Phantasieen allzufreien Lauf ließ, und daß man, wenn es geschah, den Eindruck soweit wie

möglich zu parieren suchte. Unter den Hofmännern war freilich Kammerherr Fritz Blücher derjenige, der in solcher Beziehung die größte Gewandtheit zeigte.

Er wurde schon im Jahre 1837, zur selben Zeit, als ich in die Garde kam, Adjutant bei Prinz Christian, und Friedrich VII. erbte ihn von seinem Vater. Blücher, der früher bei den Kürassieren in Horsens angestellt gewesen, war ein schöner und kräftiger Mann, bekannt wegen seiner physischen Stärke. Er hatte nie etwas gelernt und konnte nicht einmal seine Muttersprache orthographisch schreiben, aber er war im übrigen ein gut veranlagter Mann, mit einem klaren, gesunden Verstand, und er fürchtete sich nicht, seine Meinung zu sagen, weshalb sowohl König Friedrich wie die Gräfin vor ihm bange waren. Als Exempel für den hohen Grad von Geistesgegenwart, die er besaß, will ich einen Fall anführen, wo es ihm gelang, den unglücklichen Eindruck zu parieren, den der König mit seinen merkwürdigen Geschichten hervorgebracht hatte.

Das Dutzend Schimmel im Friedrichsburger Gestüt war aus Mangel an frischem Blut nahe am Aussterben, und es geschah deshalb ein Austausch mit Hannover, indem wir einen Hengst ablieferten und drei Stuten dafür bekamen. Die Tiere wurden auf Friedrichsburg von dem hannöverschen Oberstallmeister Grafen Platen-Hallermund abgeliefert, der ein Vetter von

Sehestedt-Juul auf Ravnholdt war und den Blücher etwas kannte. Bei der Audienz blieb er sehr lang beim König drinnen, und da wir bei solchen Gelegenheiten stets etwas ängstlich davor waren, was dem König einfallen könnte, zu erzählen, beschloß Blücher, sich beim König etwas zu schaffen zu machen, um die Audienz abzubrechen.

Aber gerade wie er hineingehen wollte, kam Graf Platen herausgefahren und platzte sofort mit folgendem Satz heraus:

„Aber, mein verehrter Herr Kammerherr, was habe ich doch heute erlebt! Ihr König ist ja völlig verrückt!“

Auf Blüchers Frage, was er damit meinte, referierte Graf Platen, was der König ihm erzählt hatte, und es soll nicht geleugnet werden, daß sich darunter einige ganz erschreckliche Heldengeschichten aus dem Kriege befänden, von denen natürlich weder Blücher noch ich das mindeste wußten.

„Aber die Geschichten, Erlaucht,“ sagte Blücher, „hat der König Ihnen nicht gleich zu erzählen begonnen. Sie haben sich verbeugt, gelächelt und zu allem ja gesagt, was der König Ihnen erzählte, nicht wahr? Sie sind mit Aeußerungen gekommen wie: ‚höchst merkwürdig!‘ ‚die Möglichkeit!‘ ‚famos!‘ u. s. w. Nicht wahr?“

„Ja, so war es freilich.“

„Ja, sehen Sie nun, Erlaucht,“ fuhr Blücher fort, „der König hat Sie zum Narren gemacht. Er hat sehen wollen, ob Sie wie andere Hofmänner wären, die zu allem, was er erzählt, lächelnd Ja und Amen sagen. Wenn der König heute bei der Tafel dänisch zu uns spricht, dann können Sie sicher sein, daß er uns das ganze Gespräch mitteilt.“

Die unglückliche Erlaucht schwitzte Angstschweiß bei der Tafel und schielte von einem zum andern, um zu sehen, ob wir über das lachten, was der König erzählte.

Zu anderen Zeiten konnte Friedrich VII. so würdig und königlich auftreten, daß man darauf schwören konnte, daß es nicht ein und derselbe Mensch war. Bei Prinz Wilhelms* Ernennung zum griechischen König war sein Auftreten in dem Grade ehrfurchteinflößend, daß es

* Prinz Wilhelm von Dänemark, späterer König Georg von Griechenland, geb. 1845, ist der zweite Sohn des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg und der Prinzessin Luise von Hessen-Kassel, einer Nichte König Christians VIII. von Dänemark. Er erregte, als er seine Schwester Alexandra gelegentlich ihrer Vermählung mit dem Prinzen von Wales nach England begleitete, die Aufmerksamkeit der britischen Staatsmänner, die einen Kandidaten für den griechischen Thron suchten und wurde auf ihre Veranlassung und mit Zustimmung der anderen Mächte am 30. März 1863 von der griechischen National-Versammlung zum König erwählt.

einen geradezu bezaubernden Eindruck auf die griechische Deputation machte. Da die Audienz nur ganz kurze Zeit dauerte, so wußten wir schon im voraus, daß alles gut gegangen war; aber keiner von uns hätte erwartet, daß er die Begeisterung bei den Mitgliedern der Deputation erweckt haben würde, wie er es gethan. Bei der Feierlichkeit selbst, die am 6. Juni 1863 im Appartementssaal des Schlosses Christiansburg im Beisein aller der königlichen Herren, der Kavaliere der Höfe und der Gesandten der Schutzmächte, Rußlands, Englands und Frankreichs stattfand, übertraf er alle Erwartungen. Bei dieser Gelegenheit war es, daß er die berühmte Rede an den König Georg von seinen zukünftigen Pflichten als König hielt,* die in allen Blättern der Welt referiert und hoch gepriesen wurde,

* Friedrichs VII. Worte an König Georg lauteten so: „Ich will dir noch, bevor du diesen Ort verläßt, einen herzlichen und wohlgemeinten Rat geben. Laß es stets dein Bestreben sein, deines Volkes Liebe zu gewinnen und zu bewahren. Ich will mich nicht damit rühmen, aber ich spreche aus Erfahrung, wenn ich sage, daß darin das wahre Glück eines Königs besteht. Halte fest an der Verfassung deines Landes, strebe stets danach, ihr Anerkennung zu verschaffen und sorge dafür, daß sie aufrecht erhalten wird. Wenn du dir das zur Regel machst, wird es dir und deinem Lande wohl ergehen.“ Darauf überreichte Friedrich VII. König Georg den Elephantenorden und fügte hinzu: „Empfange deines alten Königs Segen! Gott sei mit dir auf deiner Zukunft Wegen!“

(Berl. Tib., 6. Juni 1863.)

und die den tiefsten Eindruck hinterließ, nicht allein durch ihren einfachen und herzlichen Inhalt, sondern auch durch die in Wahrheit königliche und schöne Art und Weise, in der sie gehalten wurde.

Bei der Tafel hatte König Friedrich König Georg zum Tischnachbar. Prinz Christian saß an der rechten Seite des Sohnes, und der Großvater, Landgraf Wilhelm, an der linken Seite des Königs. Der König war den ganzen Tag König im höchsten Grade. Es war niemand vornehm genug, um mit ihm zu sprechen, ausgenommen sein ‚Bruder', der König von Griechenland. Nach dem Dessert nahm er sein Glas, um — wie er es in der Regel that — der Gesellschaft ‚Wohlbekommen' zu wünschen. Er verneigte sich zuerst tief vor dem König Georg und sagte:

„Darf ich also Euer Majestät" — hier betrachtete er höhnisch alle die anderen Prinzen, indem er hinzufügte —: „und den übrigen Herren" — hier wandte er sich wiederum zu König Georg und verneigte sich tief — „wünschen, daß es wohl bekomme!"

Ich glaube wohl, daß der alte Landgraf meinte, daß zu wenig Notiz von ihm und zu viel von seinem Tochtersohn genommen wurde.

Die wirkliche Majestät, die sich bei einzelnen Gelegenheiten über Friedrichs VII. ganze Person und Haltung breiten konnte, stand in einem wunderlichen

Gegensatz zu der Lust, König zu spielen, von der er nicht selten ergriffen wurde. Den Eindruck, den er machte, wenn er sich so in Positur setzte, war gerade nicht geeignet, ungemischte Ehrfurcht einzuflößen. Ich erinnere mich, daß wir eines Abends auf einem der vielen Ausflüge, die wir an Bord des Dampfschiffes ‚Schleswig‘ vornahmen, bei Stubbekjöbing vor Anker gingen, wo von Konsul Benzon dem König zu Ehren ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Admiral Irminger, der als Jagd-Kapitän das Schiff führte, fragte den König, ob wir antworten sollten.

„Hast du etwas zum Antworten?“

„Ja, Euer Majestät; ich habe Blaufeuer.“

„Das ist herrlich!“ stieß der König aus und hatte es sofort ungeheuer eilig damit, die Matrosen rundum auf dem Schiffe zu gruppieren, jeden mit einer blauen Flamme in der linken Hand und einer Lunte in der rechten.

„Das soll gewiß eine Nummer geben!“ sagte Fensmark zu mir und sah mit dem größten Interesse zu. Ganz richtig. Nachdem alles in Ordnung war, nahm der König eine Stellung à la Christian V. auf der ‚Dreieinigkeit‘ ein und bald darauf hörte man seine mächtige Stimme die Kommandoworte rufen: „Ueberall anzünden!“

Während der König in voller Majestät von den

blauen Flammen beschienen, dastand, sagte Fensmark: „Wo zum Teufel läßt er das Taschentuch?"

Friedrich VII. war nicht sehr anspruchsvoll in betreff seines Essens. Dagegen kann man ihn in Bezug auf Getränke nicht der Mäßigkeit beschuldigen. Er konnte ein ganz Teil vertragen, namentlich von seinem eigenen guten Wein, an den er gewöhnt war; aber wenn er zu Gast war, konnte es oft schlimm ablaufen. In der Beziehung nahmen die unglücklichen Bürgerbälle in Flensburg, zu denen er in jedem Jahre eingeladen wurde, einen hervorragenden Platz ein. Der König fuhr sich dort mit seinen Reden stets fest und wurde nachher beständig krank, da er den Punsch nicht vertragen konnte, der ihm aufgewartet wurde. Wir thaten alles mögliche, um zu verhindern, daß der König an diesen Bällen teilnahm, aber stets vergebens, da dies der einzige Ball war, auf den die Gräfin das ganze Jahr hindurch kam.

Aber auch wenn er selbst Wirt war, konnte es heiß hergehen, namentlich wenn die Gräfin nicht zur Stelle war. Das Schlimmste, was ich mitgemacht habe, war, glaube ich wohl, ein Mittag auf der beim Badehaus in Friedrichsburg gelegenen Insel. Aus Furcht, der Uebertreibung geziehen zu werden, will ich die Anzahl Flaschen, namentlich Champagner, die bei dieser Gelegenheit verbraucht wurden, nicht anführen.

Die Stimmung war bei allen Beteiligten in höchstem Grade gehoben und zwei von den neun Herren, welche die Gesellschaft ausmachten, waren dermaßen ruiniert, daß sie weder gehen noch sprechen konnten. Da der eine, der zu des Königs Umgebung gehörte, nicht gut per Wagen ins Schloß transportiert werden konnte, ohne daß es in der Wache und bei den Schildwachen allzu großes Aufsehen erregt hätte, sorgte ich dafür, daß ein Boot in den Kanal hineingeführt wurde, der von der See zur Badestube führt. Er wurde über den Weg getragen, in das Boot gelegt und zum Schloß hingerudert, zu der Treppe, die bei den Arkaden, welche den Gang zum Konseilsaal tragen, direkt zum Wasser herunter geht, und wurde auf dieser entlang in sein Zimmer hinauf getragen. Nach Verlauf von 24 Stunden war er wieder wohl. Aber das war leider nicht der Fall mit dem anderen, einem Beamten des Orts. Er wurde bis zu seinem Hause gefahren und legte sich ins Bett, um es nie wieder zu verlassen. Seine Witwe, die, während ich dies schreibe, noch lebt, 92 Jahre alt, verwand den Kummer niemals und hat es dem König nicht vergeben können, daß er an ihres Mannes Tod schuld war.

Die Gräfin konnte es nicht leiden, daß der König zu viel trank, und da ihre Macht über ihn groß war, so hatten ihre Bestrebungen auch insoweit Erfolg, als

er wirklich in ihrer Gegenwart versuchte, seiner Neigung einen Dämpfer aufzusetzen. Aber um doch so viel wie möglich zu bekommen, hatte er sich die Gewohnheit zugelegt, jedesmal, wenn er trinken wollte, eines oder das andere als eine Art Motivierung dafür, daß er sein Glas leerte, zu sagen, und diese Gewohnheit war ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er, selbst wenn die Gräfin nicht zur Stelle war, einen solchen Vorwand notwendig fand und sein Glas mit einer Miene trank, als ob er eine Pflicht erfüllte, die ihm sehr zuwider war. Er erinnerte bei solchen Gelegenheiten, wie Fensmark einmal bemerkte, an Sokrates, der den Giftbecher leerte.

Ich will vorübergehend ein anderes Beispiel davon anführen, wie der König sich heimlich dem Befehl der Gräfin zu entziehen suchte. Sie hatte ihm aus einem oder dem anderen Grunde verboten, Nüsse zu essen. Eines Tages auf Schloß Glücksburg sah ich Lojtved einen Teller mit großen Nüssen zu dem König hineinbringen, der sich an einem gewissen Ort aufhielt.

„Da kann er doch nicht sitzen und Nüsse knacken,“ sagte ich.

„Gerade da kann er es,“ antwortete Lojtved, „denn da weiß er, daß die Gräfin nicht hinkommt.“

Es war eine schwierige Sache für des Königs Umgebung, ihn daran zu verhindern, Revanche zu

nehmen, wenn er nicht unter der unmittelbaren Aufsicht der Gräfin war. Aber zum Glück konnte er ja viel vertragen, und wenn er hin und wieder die gebührenden Grenzen überschritt, waren alle vom höchsten bis zum niedrigsten, sehr besorgt darum, daß er sich nicht etwa vor anderen zeigte.

Ich muß in dieser Verbindung an seinen Leibsattelknecht Anders Petersen denken, der einer der originellsten Persönlichkeiten an des Königs Hof war. Ich habe ihn von damals her gekannt, wie ich als kleiner Knabe auf dem Schlosse in Odense wohnte. Er hatte seinen Spaß mit dem König, der Respekt vor ihm hatte, weil Anders niemals bange davor war, seine Meinung gerade heraus zu sagen. Er folgte dem König überall auf Reisen, sowohl zu Lande wie zu Wasser und besaß eine große Ergebenheit für ihn. Ungeachtet Anders selbst sehr viel darauf hielt, sein Gläschen zu sich zu nehmen — aus welchem Anlaß er zu Berlings Aerger jede Woche extra eine Flasche alten Rum aus dem Weinkeller ausgeliefert erhielt, — war es ihm doch nicht lieb, daß der König berauscht wurde. Auf einem Spazierritt von Friedrichsburg nach Kopenhagen rief der König ziemlich häufig nach Anders, um Portwein zu bekommen. Als wir nach Lyngby kamen, rief der König wieder nach Wein, erhielt aber zur Antwort, daß keiner mehr da wäre.

„Was? Ist nichts mehr da? Dann hast du, der Teufel hol' mich, ihn auch ausgetrunken!"

„Das habe ich auch, Euer Majestät," antwortete Anders, fügte aber hinzu, so daß nur ich es hörte, „ich werde doch dafür sorgen, daß er nicht besoffen in die Stadt kommt!"

Ueber dasselbe Thema war ich ein anderesmal Zeuge eines Gespräches zwischen dem Könige und Anders. Wenn Friedrich VII. in Skodsburg war, lag er stets im Zelt, und da meines unmittelbar an das des Königs stieß, konnte ich es nicht vermeiden, alles zu hören, was drinnen gesagt wurde. Es gehörte zu Anders' Obliegenheiten, die Flagge auf des Königs Zelt zu setzen und einzuziehen. Eines Abends hatte er es vergessen, und die Gräfin, die Anders nicht leiden konnte, benutzte die Gelegenheit, um den König gegen ihn aufzuhetzen.

„Es soll sofort nach Anders geschickt werden!" rief der König.

Anders kam und wurde von dem Könige fürchterlich ausgescholten, während die Gräfin sich im Hintergrunde des Zeltes aufhielt, um nicht gesehen zu werden. Als der König fertig war, hörte ich Anders sagen:

„Herrgott! Lohnt sich das nun, davon so ein Wesens zu machen! Ich hatte gestern abend einen Käfer, aber den haben ja Euer Majestät auch so oft gehabt!"

„Ja, da hast du, hol's der Kuckuck, recht, Anders," antwortete der König, und damit war die Sache in Ordnung.

Anders war im ganzen eigentlich doch ein recht pfiffiger Kopf. So erinnere ich mich aus der Zeit, als der König in Tidsvilde war, um die Ausgrabungen der Ruinen von Paul Laxmands Hof zu leiten, daß er u. a. von einem anstrengenden Ritt von sechs Meilen erzählte, den er eines Tages von Vissenbjerg nach Odense unternommen hatte. Ich erlaubte mir, zu bemerken, daß der Abstand nicht mehr als drei Meilen betrüge. Der König blieb bei seiner Meinung, und Anders wurde dazu gerufen, um die Streitfrage zu entscheiden.

„Sind es nicht sechs Meilen von Vissenbjerg nach Odense, Anders?" fragte der König.

„Gewiß sind sie das, Euer Majestät," erwiderte Anders. „Hin und zurück."

Als wir von diesem Ausfluge heimkamen, erzählte Levetzau, daß einer von den Ministern da gewesen wäre und nach dem König gefragt, aber zur Antwort bekommen hätte, daß der König in Tidsspilde* wäre, um nach einigen alten Knochen herumzugraben.

Anders starb erst viele Jahre nach dem Könige

---

* Deutsch: Zeitvertreib.

als ein sehr alter Mann. Ich habe viele Stunden mit ihm im Gespräch über alte Zeiten zugebracht.

Sofort nach Friedrichs VII. Thronbesteigung wurde ich zu einem privaten Diner auf dem Schlosse eingeladen. Es waren nur einige ganz wenige zur Stelle, unter denen ich mich an J. L. Heiberg* erinnere. Hier sah ich zum erstenmal Berling**, der eine so große Zukunftsrolle spielen sollte, und Louise Rasmussen, die ich mich erinnerte, als Figurantin in Bournonvilles Balletten und auf dem ‚Kalkball'*** gesehen zu haben.

Mir ist oftmals in meinem Leben die Frage vorgelegt worden, ob ich das für alle unfaßliche Rätsel lösen könnte, wie es möglich war, daß dieses Paar, Berling und die Gräfin, eine so absolute Macht über den König haben konnte. Ich glaube wohl, daß ich Gründe angeben könnte, aber da des Rätsels Lösung nur auf meiner subjektiven Meinung beruht, wage ich nicht, sie dem Papier anzuvertrauen. Es ist mein unerschütterlicher Glaube, daß es Louise Rasmussen war,

---

* Johann Ludwig Heiberg, geboren 1791, gestorben 1860, dänischer Dichter, dessen Gedichte und dramatische Werke in seiner Heimat sehr geschätzt werden. Seine Lustspiele namentlich gelten als nationale Werke. Eine deutsche Uebertragung seiner Dramatischen Schriften ist in Leipzig 1844 erschienen.

** Einflußreicher Minister jener Zeit.

*** Tanzsalon jener Zeit.

die den König dazu brachte, das Grundgesetz zu unterschreiben, was er nur widerstrebend that, und daß diese Einwirkung auf Berlings Antreiben geschah. Berling besaß uneingeschränkte Macht über sie. Sie konnte nicht nein zu ihm sagen, um was es sich auch handelte.

Und für ihn war die Unterschrift von höchster Wichtigkeit, da er sehr richtig des Königs dadurch erworbene ungeheure Popularität voraussah, die ihm auf verschiedene Weise zu Nutzen kommen konnte.

In der langen Zeit seit 1848, da ich zum erstenmale mit Louise Rasmussen zusammen war, bis zum 16. November 1863, da ich zum letztenmale mit ihr als Gräfin Danner sprach, habe ich sozusagen täglich Worte mit ihr ausgetauscht, und wollte ich die verschiedenen Zeiträume, in denen ich mit ihr unter einem Dache gelebt habe, zusammenzählen, so würden mehrere Jahre herauskommen.

Louise Rasmussen ist am 21. April 1815 geboren, und eine uneheliche Tochter des 72jährigen Maklers Köppen und Halbschwester des ehemaligen Bibliothekars in Athen, Professor Köppen. Den Namen Rasmussen erhielt sie nach dem Mädchennamen ihrer Mutter. Die Mutter heiratete später einen Theater-Kontrolleur Namens Jensen. Nach der Heirat der Tochter mit dem Könige wohnte sie in der Ledergasse, und der

Pförtner Resendahl hat mir erzählt, daß die Gräfin ihr öfter in Verkleidung des Abends einen Korb mit Kuchen brachte. Ich habe die Mutter nur ein einzigesmal gesehen. Es war eines Tages, als ich mit dem König von Kopenhagen nach Skodsburg fuhr. Dicht an der Schenke ging eine alte krumme Frau über den Weg. Sie war barhäuptig und ziemlich einfach gekleidet, mit einem großen blaugewürfelten Shawl. Sie blickte kaum zum Wagen auf, aber der König grüßte sie mit der Hand.

„Weißt du, wer das war?" fragte er.

„Nein, Euer Majestät."

„Das war meine Schwiegermutter."

Infolge der Heirat ihrer Mutter mit dem Theaterkontrolleur kam Louise Rasmussen viel ins Theater und wurde später als Elevin in die Ballettschule aufgenommen. Infolge ihres weniger guten Aussehens, ihrer schlechten kurztailligen Figur und ihrer dürftigen Veranlagung zum Tanz brachte sie es nie zu etwas anderem, als zu einer mittelmäßigen Figurantin.

Das Theater zeichnete sich in dieser Zeit gerade nicht besonders durch Tugend und gute Sitten aus; aber Louises Verhalten war dermaßen, daß es Bournonville am richtigsten fand, sie aus dem Dienste zu entfernen, wofür sie ihn später gründlich haßte. Mit Hilfe guter Freunde ging sie nach Paris, um — wie es

hieß — sich als Modewarenhändlerin zu vervollkommnen. Ob das die einzige Richtung war, in der sie sich dort ausbildete, kann ich nicht wohl sagen. Als sie später nach Kopenhagen zurückkehrte, etablierte sie sich zuerst in Vimmelskaftet, wo sie eine große Puppe im Fenster hatte, die sich herumdrehte, und die ein gewisses Aufsehen erweckte. Später bezog sie ein Stockwerk in der Vingaardgasse in dem jetzigen Hotel Tottenberg. In dieser Periode kam sie oft zum Besuch zu dem Kronprinzen Friedrich nach Fredericia hinüber, welchem sie durch ihre Freundin, Mamsell Weiner vom königlichen Theater, vorgestellt worden war. Sie trug stets das Gepräge ihrer einfachen Erziehung und lernte nie eine gebildete Sprache sprechen. Sie gebrauchte z. B. beständig die Worte skod für sköd, fros statt frös u. s. w.

Am 7. August 1850 wurde Louise Rasmussen auf Schloß Friedrichsburg durch den Bischof von Seeland dem Könige von Dänemark angetraut. Ihre Trauzeugen waren des Königs Adjutant P. M. Bülow und sein Leibarzt Lund. Einen größeren Gegensatz kann man sich nicht gut denken, als den, der zwischen ihr und der früheren Gemahlin des Königs, Prinzessin Marianne*

* Prinzessin Caroline Charlotte Marianne von Mecklenburg-Strelitz, zweite Gemahlin des Kronprinzen Friedrich von Dänemark (späteren König Friedrich VII.), nachdem dessen erste nur kurze Ehe mit seiner Cousine Wilhelmine Maria, der

bestand, diesem kleinen feinen und schönen Geschöpf, das mit feiner zarten Stimme beinahe den Eindruck eines Kindes machte und in der strengsten Hof-Etikette erzogen war.

Die Gräfin hatte vor ihrer Heirat mit dem Könige mehrere Kinder. Im Herbst 1848 sah ich auf dem Schlosse in Friedrichsburg ihre ungefähr 14jährige Tochter, die in Paris erzogen wurde und im Hause des dänischen Konsuls Delong lebte, der, wie man sagte, aus diesem Grunde baronisiert wurde. Sie war sehr häßlich. Man behauptete, daß die Gräfin noch eine Tochter hätte, die mit dem Restaurateur auf einer der jülländischen Eisenbahnstationen verheiratet war.

Das einzige, was ich zur Bestärkung dieser allgemein verbreiteten Annahme anführen kann, ist, daß ich einmal, als wir an der erwähnten Station hielten, den Kammerdiener Lojtved zum Coupé des Königs hingehen und 200 Reichsthaler entgegennehmen sah, mit denen er hineinging, um sie der Frau zu übergeben. Als ich ihn später fragte, wofür sie das Geld bekommen sollte, antwortete er:

„Ach, das wissen doch der Herr Kapitän recht gut!"

Als ich mehrere Jahre später in einer Unter-

---

jüngeren Tochter König Friedrich VI. von Dänemark, geschieden worden war. Auch diese zweite Ehe wurde nach circa fünfjähriger Dauer aufgehoben.

redung mit dem Pastor Harald Bojsen auf Lolland dieses Verhältnis zur Sprache brachte, erzählte er mir zu meinem großen Erstaunen, daß die Gräfin auch einen Sohn* hätte, oder jedenfalls gehabt hätte. Von dem späteren Schicksal dieses Sohnes wußte der Prediger nichts zu erzählen. Nur hatte er gerüchtweise gehört, daß er nach Schottland hinüber gesandt worden war, um die Landwirtschaft zu erlernen.

Von ihrer Theaterzeit her war Gräfin Danner gewöhnt, Frau Heiberg als eine so hochstehende Person zu betrachten, daß sie nicht einmal wagen durfte, sie anzureden.

Als sie nun selbst zu Macht und Ehre gekommen, war es ihr Ehrgeiz, daß Frau Heiberg auf das Schloß hinauf kommen und ihr eine Visite ablegen sollte.

Aus diesem Grunde wurde ein Schmuck gekauft, so viel ich mich erinnere, im Werte von 6—800 Reichsthalern, und durch den Adjutanten, Kapitän Möller, an Frau Heiberg abgesandt, die damals das Krankenhaus in Christianshafen bewohnte.

Man meinte jetzt, daß Frau Heiberg zum König hinauf kommen sollte, um sich zu bedanken; während

* Nach dem Kirchenbuch von Flakkebjerg, Fol. 7, ist dieser Sohn in Flakkebjerg am 15. Januar 1841 geboren und am 22. desselben Monats und Jahres in der Kirche zu Flakkebjerg getauft.

sie dort war, wollte die Gräfin dann in das Gemach kommen, und es sollte nun heißen, daß Frau Heiberg der Gräfin eine Visite gemacht habe. Aber ganz so ging es nun nicht.

Statt des Besuches empfing der König einen Brief, worin Frau Heiberg für die große Gnade dankte, die ihr zu Teil geworden war u. s. w., indem sie gleichzeitig ihr Bedauern darüber aussprach, daß der König keine Damen empfange (das war ihm nämlich von der Gräfin verboten), da sie natürlich sonst sofort persönlich Seiner Majestät ihren unterthänigsten Dank dargebracht haben würde.

Als ich an demselben Tage zur Tafel auf Christiansburg kam, merkte ich sofort, daß etwas in der Luft lag. Die Gräfin schnaubte vor Zorn und gebrauchte die beleidigendsten und ehrenrührigsten Ausdrücke über Frau Heiberg. — ‚Das Wurstmädel‘ nannte sie sie u. a. Und das beschränkte sich nicht auf den Tag allein. Monatelang teilte sie täglich Hiebe gegen sie aus, besonders wenn ich zugegen war, da sie wußte, daß es mich ärgerte. Ich entsinne mich, daß sie eines Abends, als der König, die Gräfin, Fräulein Drejer und ich nach der Aufführung von ‚Königin Marguerites Novellen‘ zusammen aus dem Theater fuhren, in ihrer reizbaren zuckersüßen Art zu mir sagte:

„Nun, Herr Major! heute abend sind Sie wohl recht froh gewesen über Ihre ‚ewig junge Frau?‘“

„Ja, das ist das Vorrecht des Genies, Euer Gnaden, ewig jung zu sein,“ erwiderte ich, „wir anderen Sterblichen müssen uns darein finden, mit den Jahren mit zu gehen.“

Der König betrachtete zuerst die Gräfin, um zu sehen, was sie dazu sagte. Darauf blickte er mich bewundernd an. Es schien ihm, daß ich großen Mut an den Tag gelegt hätte*.

Es war im allgemeinen nicht ganz leicht für die Gräfin, ihre Stellung zu behaupten, besonders fürstlichen Personen gegenüber. Während eines kurzen Besuches, den Karl XV. auf Kronberg abstattete, war es so bestimmt, daß der schwedisch-norwegische König die Gräfin Danner zu Tisch führen sollte. Aber daraus wurde nichts. Im entscheidenden Augenblick reichte er König Friedrich seinen Arm, und es war ihr nur ein geringer Trost in der Enttäuschung, daß er wohl oder übel eine goldene Dose empfangen mußte, die mit den Porträts des Königs und der Gräfin geschmückt war. Aber selbst von weniger hochgestellten Persönlichkeiten wurde sie nicht immer mit der Achtung behandelt, auf

* Die hier erzählte Geschichte habe ich Frau Heiberg vorgelesen.

die sie als des Königs Gemahlin Anspruch machen konnte.

Der französische Minister Dotézac z. B., mit welchem sie übrigens sehr gerne sprach, war gerade nicht sonderlich respektvoll in seinem Benehmen gegen sie. Er saß bei der Tafel und lorgnettierte sie, nickte ihr zu, genierte sich nicht, ihr zweideutige Geschichten mit dazu gehörigen Gesten und Lachen zu erzählen und behandelte sie im ganzen vollständig wie eine Dame der Demi monde. Es grenzte wirklich zuweilen an Unverschämtheit, daß der Gesandte einer fremden Macht eine solche Haltung gegenüber einer Person einnehmen durfte, die — wie gering sie auch war — doch dem Könige des Landes angetraut war.

Derselbe Dotézac war im übrigen ein unterhaltender Ironiker. Ich erinnere mich, daß ich ihn einmal auf Königs Neumarkt stehen sah, in die Betrachtung des alten königlichen Theaters versunken, das gerade mit seinem schrecklichen Anbau versehen worden war. Als ich zu ihm trat, sagte er auf französisch — denn ungeachtet dessen, daß er sich 31 Jahre in Kopenhagen aufgehalten, hatte er nicht ein einziges dänisches Wort sprechen gelernt — „Wenn ich das Theater ansehe, dann weiß ich augenblicklich, daß ich im Lande Thorwaldsens bin.“

Es versteht sich von selbst, daß die Gräfin lebhaft

dafür interessiert sein mußte, daß die Personen, die dem Könige am nächsten standen, ihr nicht allzu feindlich gesinnt waren, und sie war deshalb bei eintretenden Vakanzen eifrig thätig, um die Plätze einigermaßen nach ihrem Wunsch besetzt zu bekommen.

Als nun zu Anfang des Jahres 1858 ein Adjutantenplatz ledig wurde, kam des Königs vertrauter Kammerdiener, der brave Lojtved, der zugleich des Königs Freund war, eines Morgens zu mir ins Haus und fragte, ob ich mich nicht um den Posten bewerben wolle.

Ich antwortete, daß ich mich um einen persönlichen Posten weder bewerben könnte noch wollte; wolle mich der König haben, so könne er mich ja nehmen, und er wüßte ja, was er bekäme, da er mich besser kannte als irgend einen anderen Offizier in der dänischen Armee. Lojtved teilte mir da im Vertrauen mit, daß er auf des Königs Ordre zu mir käme, und daß es des Königs Wunsch wäre, mich zum Adjutanten zu bekommen, aber daß ich selbst darum bitten sollte.

„Und Sie wissen wohl," fügte er hinzu, „daß, wenn der König etwas wünscht, es sofort sein soll. Er erwartet Sie schon heute vormittag um 11 Uhr."

Da ich wußte, daß meine Stellung als Kapitän der Garde unhaltbar sein würde, wenn ich des Königs Willen nicht erfüllte, so blieb mir keine Wahl. Ich

ging also zu ihm hinauf. Das Gespräch zwischen uns währte nicht lange. Ich sagte, daß ich auf Seiner Majestät ausdrücklichen Wunsch käme, und er antwortete ganz naiv: „Ich hoffe, daß dein und mein gemeinsamer Wunsch erfüllt werden soll.“

Eine Woche nachher traf ich eines Tages, als ich nach Hause ging, den Adjutanten des Kriegsministers, der mir erzählte, daß Major Lasson, der ein Bataillon in Lauenburg kommandierte, auf des Königs Ordre befragt worden wäre, ob er den Posten wünsche, und daß die bejahende Antwort eingelaufen und zum General-Adjutanten gesandt worden war.

Nach dem, was vorher gegangen, war mein Erstaunen über diese Nachricht groß. Aber meine Ueberraschung wurde noch größer, als ich kaum zwei Minuten später ein Schreiben empfing, das mir mitteilte, daß ich zum Adjutanten bei Seiner Majestät ernannt worden sei und mich sofort auf Schloß Christiansburg zu melden hätte. Die Erklärung liegt darin, daß der König, als der General-Adjutant Schöller zum kommandierenden General in Holstein ernannt wurde, haben wollte, daß Bülow auf seinen Platz hinaufrücke, während ich an Bülows Statt als Adjutant angestellt werden sollte. Aber diese Ordnung paßte der Gräfin nicht, die daran arbeitete, Hegermann-Lindencrone (merkwürdig genug denselben, der später ihren Freund

Berling entthronen sollte) zum General-Adjutanten zu machen und Lasson zum Adjutanten. Da nun indessen Bülow von Berling gestürzt wurde, ward ein Kompromiß geschlossen, infolgedessen der König seinen Willen hinsichtlich meiner bekam und die Gräfin ihren hinsichtlich Hegermann-Lindencrone.

Nach der Ernennung wurde ich mit großer Herzlichkeit von dem Könige empfangen, welcher sagte, daß er hoffe, daß wir in Zukunft ein ebenso glückliches Leben zusammen führen würden, wie bisher.

„Deine Equipierung wird dir ein Teil Ausgaben machen," fügte er hinzu. „Da hast du etwas zur Beihilfe." Und in demselben Augenblick zog er ein Schubfach auf und übergab mir ein Couvert mit 500 Reichsthalern darin.

„Wenn Euer Majestät gestatten," sagte ich, „so möchte ich dieses Geld von meiner Hofverpflegung zurück zahlen."

„Du bekommst weder mehr noch weniger," entgegnete er, „als irgend einer von den andern. Das ist nun einmal eine Vorschrift." An demselben Tage fuhr ich mit dem Könige nach Friedrichsburg, und als ich in den Wagen hinunter kam, lag dort ein außerordentlich schöner und kostbarer Pelz für mich.

Als ich einen Monat später mein Hofverpflegungsgeld erheben wollte, sagte man mir im Comptoir, daß

es nicht angewiesen wäre, und dieselbe Antwort bekam ich in den beiden darauffolgenden Monaten. Als ich dann eines Tages Berling in einem der Gänge auf Schloß Friedrichsburg traf, fragte ich ihn nach dem Grunde und bekam zur Antwort, daß ich erst die 500 Reichsthaler zurückbezahlen solle, die ich vom Könige bekommen hatte. Da wurde ich laut und sagte ziemlich ernsthaft zu ihm:

„Ich lasse mich auf keine Zurückbezahlung ein; ich habe einmal den König darum ersucht, aber er hat es zurückgewiesen. Ich bin vom Kriegsministerium kommandiert, hier Dienst zu thun. Ich weiß wohl, daß der König mir kein Hofverpflegungsgeld zu bezahlen braucht. Aber thut er es nicht, so bin ich der einzige von allen Kavalieren des Hofes, der von diesem Gnadenbeweise ausgeschlossen ist." — Berling änderte sofort die Taktik und sagte zu mir:

„Der König ist vernarrt in Sie, ja er liebt Sie förmlich! Er hat mir gesagt, daß Sie das Hofverpflegungsgeld an seinem Geburtstage bekommen sollten — und nun müssen Sie wirklich nichts thun, was dem Könige die Freude verderben würde."

Am 6. Oktober bekam ich dann ein Reskript darüber, daß ich Hofverpflegung erhalten würde. Aber Berling war doch so kleinlich, daß er für die ersten fünf Tage zehn Reichsthaler strich.

Im ersten halben Jahr meiner Adjutantenzeit war die Gräfin sehr liebenswürdig gegen mich, um mich zu ihrer Partei hinüber zu locken; aber da sie merkte, daß dies nicht glücken wollte, so chikanierte sie mich überall, wo sie es zu Wege bringen konnte und machte mich beim Könige schlecht.

Aber nach dieser Zeit hatte sie andere Ableitung für ihre Galle gefunden, so daß wir in den letzten fünf Jahren ein recht behagliches Zusammenleben führten, indem unsere Abrechnung hauptsächlich darauf beschränkt wurde, daß sie ‚Guten Tag‘ zu mir sagte und ich ebenso zu ihr.

Einige Jahre später wurden wiederum durch Kapitän Mallings Tod und Kapitän Möllers Abschied zwei Adjutantenplätze ledig, und die Intriguen kamen sofort in vollen Gang. Von ihrer Theaterzeit her war die Gräfin mit dem Kammermusikus Hansen genau bekannt, mit dem sie auf besonders vertraulichem Fuße stand. Hansen protegierte den Rittmeister Cetti bei der Gendarmerie, einen Sohn des Sängers Cetti, der gleichzeitig mit der Gräfin bei dem Theater thätig gewesen war. Aber kaum wurde das ruchbar, daß Hansen daran arbeitete, Cetti zum Adjutanten zu machen, als alle in Feuer und Flamme gerieten und es mit aller Macht zu verhindern suchten. Ich glaube nicht, daß es geschah, weil man etwas gegen Cetti hatte, der in

jeder Beziehung ein ehrlicher und braver Mann war, sondern weil man meinte, sich nicht darein finden zu müssen, daß der Kammermusikus Hansen in einer Sache, die ihn nichts anging, mit Hilfe der Gräfin seinen Willen durchsetzen sollte.

Auch der Landgraf Friedrich selbst kam persönlich nach Jägerpreis, um Gegenvorstellungen zu machen, und Trap ging sogar so weit, daß er der Gräfin sagte, daß, wenn Cetti die Anstellung bekäme, würden die Leute annehmen, daß das die Abbezahlung einer Schuld sei, in der die Gräfin von ihrer Theaterzeit her gegen Cettis Vater stand.

Der Eifer legte sich indessen nach und nach, und die Sache schien einzuschlafen. Wir hatten acht Tage lang nichts davon gehört, als Hansen eines Morgens nach Jägerpreis kam und bei der Gräfin Audienz erhielt. Als wir uns um 5 Uhr vor der Tafel versammelten, kam Hansen zur einen Thür herein, sehr rot im Gesicht, während die Gräfin gleichzeitig von der entgegengesetzten Seite mit demselben echauffierten Aeußern eintrat. Fensmark blickte erst Hansen, danach die Gräfin an und sagte dann auf seine trockene Weise: „Holten! heute ist Cetti Adjutant geworden!“ Das erwies sich als ganz richtig. Nach Tisch wurde das Reskript über seine und Bardenfleths Ernennung ausgefertigt.

Daß Bardenfleth den Posten bekam, hatte ausschließlich seinen Grund darin, daß er als Blitzableiter für Cetti benutzt werden sollte. Jeder, der ihn kannte, war sich ganz klar darüber, daß er, der sonst in des Wortes voller Bedeutung ein Ehrenmann war, ganz und gar der Eigenschaften ermangelte, die erforderlich waren, um einen solchen Posten zu bekleiden. Er konnte seine Eigenschaften nicht entwickeln, weil alle die Verhältnisse, unter denen er zu leben genötigt war, ihm ganz unbekannt waren, und er lernte den König nie kennen, so daß er sich bei vielen Gelegenheiten verrannte. Ich will eine Scene anführen, deren Zeuge ich einmal war, und die in dieser Hinsicht recht aufklärend ist.

Eines Vormittags war ich auf Schloß Christiansburg bei Fensmark drinnen, der gerade mit dem beschäftigt war, was er sein ‚liebstes Spielzeug' nannte, seinem Frühstück. Er saß mit einer großen Hornbrille auf und schälte Krabben, als wir einen fürchterlichen Lärm draußen im Vorplatz hörten.

„Das ist Bardenfleth," sagte Fensmark.

„Weshalb glauben der Herr General das?"

„Ja, nur ein Kavallerie-Offizier kann einen so unmenschlichen Spektakel machen."

Kurz darauf trat Bardenfleth, der erst einige wenige Tage im Dienst gewesen war, ein und machte in strammer militärischer Haltung eine Meldung vom

Könige, eine dieser sprunghaften Ideen, die oft über ihn kamen und von denen wir andern, die wir ihn kannten, niemals Notiz nahmen.

„Ja, daraus wird nun nichts, Bardenflethchen," sagte Fensmark.

Bardenfleth wiederholte die Meldung und bat den General sehr zu entschuldigen, daß er nicht stark genug betont hätte, daß es Seiner Majestät des Königs allerhöchster Befehl wäre. Fensmark wendete sich zu ihm, blickte ihn über die Brille an und sagte:

„Jetzt will ich Ihnen was sagen, Bardenflethchen: Das kann nicht angehen, daß Sie hier oben herumlaufen und Dienst thun und nicht wissen, daß der Mann verrückt ist."

Bardenfleth wäre beinahe hintenüber gefallen vor Schreck. Als er gegangen war, bemerkte Fensmark zu mir, daß es ja seine Pflicht als General-Adjutant wäre, den neuen Adjutanten mit den Verhältnissen bekannt zu machen.

Die Gräfin that nichts, um des Königs Umgebung durch ein angenehmes Wesen für sich zu gewinnen und wir waren nie froher, als wenn sie so stark von einem oder dem andern in Anspruch genommen war, daß ihr keine Muße blieb, sich sonderlich mit uns zu beschäftigen. So war es für uns Kavaliere eine goldene Periode, als der österreichische Maler

Jung unter dem Vorwande, verschiedene Dinge malen zu sollen, sich am Hofe aufhielt. Er war ein junger, eleganter und schöner Mann. Aber das kräftige Aeußere, das er bei seiner Ankunft hatte, verlor sich mit der Zeit mehr und mehr, trotzdem die Gräfin für reichliche Verpflegung mit Austern, Trüffeln und altem Rosenborgwein sorgte.

Auch bei ihren Untergebenen dachte die Gräfin nicht daran, sich einen guten Ruf zu schaffen. Sie könnte so leicht ihre Herzen gewonnen haben, indem sie ihnen, bei passender Gelegenheit — z. B. bei einem Tauf- oder Konfirmationsakt — mit einer kleinen Geldspende half. Aber dergleichen fiel ihr niemals ein. Das hing vielleicht mit ihrer Ansicht vom Gelde zusammen. Die Gräfin war nämlich in gewissen Beziehungen höchst ökonomisch. So wußte sie überaus gut, daß sie, wenn sie Haken und Oesen kaufen wollte, für acht Schillinge auf einmal kaufen mußte, denn so bekam sie zwei Paar als Zugabe. Ebenso wußte sie, daß man die weißen Lederlappen, die über den Pomadenkruken liegen, aufbewahren solle, da sie gut zum Silberputzen sind. Aber von größeren Geldsummen hatte sie keinen Begriff. Tausende und Millionen waren für sie ein und dasselbe.

Diejenigen, welche einen Bären bei ihr anbinden wollten, konnten sie eher dazu bringen, mit mehreren

tausend Reichsthalern herauszurücken, als mit einigen wenigen Schillingen, und ich kenne mehrere, die sich dessen mit Glück bedienten, um nicht geringe Summen zu erwerben.

Aber selbst, wenn sie ihren Untergebenen nicht mit Geld helfen wollte, hätte sie sie für sich gewinnen können, indem sie hin und wieder ein wenig freundlich mit ihnen sprach. Aber auch das that sie nicht. Sie quälte sie und machte sie schlecht beim Könige und wurde deshalb auch gründlich gehaßt von allen, die nicht gerade ihre Kreaturen waren.

Dagegen wurden ihre beiden großen dänischen Doggen ‚Dina‘ und ‚Holger‘ in hohem Grade verzogen. Ich glaube, daß die Gräfin eine Art Beruhigung in der Nähe dieser bissigen Bestien empfand. Eine von ihnen überfiel einmal Blücher, aus welchem Anlaß die Gräfin zu ihm sagte: „Ich will doch nicht hoffen, Kammerherr Blücher, daß der Sie gebissen hat?“ — „Nein, Euer Gnaden,“ entgegnete Blücher, „der beste Beweis dafür ist, daß der Hund noch lebt.“

Ein Vertrauensmann der Gräfin war der Diener Mortensen. Ihn behandelte sie so, daß er schließlich geisteskrank wurde. Er beklagte sich mehreremale bei mir darüber, daß er nicht Ruhe finden konnte, weder Tag noch Nacht. Unter anderm erzählte er mir von einer Schlange mit sieben Köpfen, die alle das Gesicht

der Gräfin trugen und die ihn unaufhörlich verfolgten. Selbst wenn er hinten auf dem Wagen saß, sah er die Schlange sich den Weg entlang winden, um ihn einzuholen. Einmal kam er sehr bleich zu mir hereingefahren und faselte ein ganzes Teil von einem weißen Pulver, nach dem er auf dem Hauserplatz gewesen wäre, um es zu holen und das er von sich geworfen hätte. Endlich an einem Vormittage brach der Irrsinn in seiner vollen Stärke aus. Er beschimpfte die Gräfin und sagte, daß sie eine Diebin wäre, und daß sie ins Zuchthaus gehörte.

Merkwürdig genug wurde Mortensen nicht verabschiedet, sondern aufs Land geschickt, von wo er nach einem halben Jahre zurückkam und als Lakai bei dem Könige angestellt wurde.

Es ist, nach dem hier Erzählten, begreiflich, daß die Gräfin sich stets nicht ganz sicher inmitten ihrer Umgebung fühlte. Namentlich nach dem Brande des Schlosses Friedrichsburg fühlte sie den Boden unter ihren Füßen schwanken.

Das Schloß brannte am 17. Dezember 1859. Einige Tage vorher war ich nach Kopenhagen gereist, aber da ich sofort wieder aufs Schloß sollte, ließ ich einen Teil meiner Kleider dort. Sie verbrannten natürlich alle miteinander. Um 3½ Uhr nachmittags verließ der König das Schloß und kam um 7 Uhr auf

Schloß Christiansburg an, wo ich zur Stelle war, um ihn zu empfangen. Das Diner begann um 8 Uhr, und die Stimmung war im höchsten Grade gedrückt. Die Bevölkerung Kopenhagens war damals alles andere als wohlwollend gegen den König und die Gräfin gestimmt. Mein Kollege Moltke und ich wurden auf das Schloß beordert und waren, außer den beiden Wachthabenden, Tag und Nacht dort. Die Gräfin war äußerst bedenklich. Sie hatte sich einen Schlüssel zu dem sogenannten Mejerschen Thor nach der Reitbahn angeschafft, um vorkommendenfalls auf diesem Wege flüchten zu können. Der König sprach von Revolution, wurde aber von Fensmark beruhigt, der sagte:

„Nein, eine Revolution wird Eure Majestät niemals erleben! . . . Ja, es versteht sich, wenn Euer Majestät Sörensen Tivoli wegnehmen wollen, so will ich für nichts einstehen.“

Am Neujahrsabend waren wir alle auf dem Schloß versammelt. Kammermusiker Hansen leitete den Abend ein, indem er auf einer Orgel spielte, die neben dem Zimmer des Königs aufgestellt war. Der König war gerührt und ergriffen, und um sich zu trösten, trank er ein Glas Punsch nach dem andern, bis er zuletzt ganz betrunken wurde.

* * *

Am 5. April 1848 wurde die Garde eingeschifft, um nach Sonderburg abzugehen, wo sie am Tage darauf, zugleich mit dem Könige, ankam. Da man gar nichts wußte, waren die nächsten Tage sehr ungemütlich, bis die Nachricht von der Schlacht bei Bau eintraf und eine höchst animierte patriotische Stimmung erweckte.

Am Tage darauf reiste der König, von der Garde eskortiert, nach Flensburg, und hielt an deren Spitze seinen Einzug in Flensburg unter dem Jubel der Bevölkerung. Nach Verlauf zweier Tage marschierten wir nach Schleswig und bekamen auf Schloß Gottorp Quartier. Die Schlacht bei Schleswig und der darauf folgende Rückzug nach Alsen ist so bekannt, daß ich mich in keine Beschreibung davon einlassen will. Die Brigade, zu der ich gehörte, ging einige Tage später nach Fyen ab; aber nachdem allen Mängeln so schnell wie möglich abgeholfen worden war, wurde sie nach Alsen zurückdirigiert, wo das Korps in Kjaerby einquartiert wurde. Während der Schlacht am 28. war die Garde in Reserve und kam nicht ins Feuer.

Am Morgen des 5. Juni übergab Oberst Juel das Kommando an Oberstleutnant Kirchhoff, der aus diesem Anlaß die Offiziere zu Mittag einlud, wo wir uns an verschiedenen Sachen gütlich thun sollten, die er von Kopenhagen hatte kommen lassen. Aber daraus

wurde nichts. Gegen Ende des Vormittags begann ein lebhaftes Gewehrfeuer in Sundeved, und um 11 Uhr brachte eine Ordonnanz die Ordre, daß die Garde unverzüglich und im Eilmarsch nach Sonderburg abgehen solle. Zehn Minuten darauf war die Ordre ausgeführt.

Nach dem Passieren der Brücke erhielten wir Befehl, den Brückenkopf zu besetzen, da der Feind noch beständig im Vorrücken war. Aber einen Augenblick später blieb das Gefecht stehen, und die Garde erhielt Ordre vorzurücken. Bei der Düppeler Mühle wurde das Bataillon während der Aufstellung heftig beschossen, stürmte aber sofort vor, nahm einen Zaun nach dem anderen und setzte die Verfolgung zum Eingang der Stadt Düppel fort. Hier bekamen die drei Kompagnien Ordre, außen herum zu gehen, wogegen die Leibkompagnie, zu der ich gehörte, in geschlossener Kolonne durch die Stadt gehen sollte. Da ich beständig den Feind sich in die Stadt Düppel hineinziehen sah, hielt ich es für wahrscheinlich, daß wir da einen starken Widerstand finden würden und war deshalb sehr verwundert darüber, nur einige alte Leute zu treffen, die uns davon unterrichteten, daß die Stadt schon verlassen wäre. Wir verfolgten mit so großem Eifer, daß wir den übrigen Kompagnien beinahe eine Viertelmeile voraus waren, als wir bei Anbruch der Dunkelheit bei der Stadt Satterup hielten.

Da Leutnant Zepelin verwundet worden war, erhielt ich Befehl, das Kommando über die 3. Kompagnie zu übernehmen. Ich begab mich sofort zurück und fand nach langem Suchen meine Kompagnie bei der Düppeler Kirche.

Da wir um das Mittagsessen gekommen waren und auch sonst nichts zu essen bekommen hatten, ist es gar kein Wunder, daß wir vor Hunger und Durst bald umkamen. So spät es auch war, schickte ich deshalb eine Ordonnanz nach Sonderburg, um Eßwaren zu beschaffen. Sie kam um 5 Uhr morgens mit Beafsteak zurück und wurde mit einem Hurra begrüßt. Dieses Beafsteak steht als etwas Unvergeßliches in meinen gastronomischen Erinnerungen da; niemals erinnere ich mich, daß mir etwas so geschmeckt hat. Die Offiziere dankten mir für mein Benehmen und mein Wohl wurde bei dänischem Branntwein ausgebracht. An demselben Morgen ging die Garde nach Alsen zurück, aber unsere Hoffnung, etwas vom Mittagessen des vorigen Tages zu retten, wurde bitterlich enttäuscht, da wir nicht unser altes Quartier bekamen.

Später wurde die Garde nach Heilsminde überführt und lag an verschiedenen Orten einquartiert, bis wir in Vejle und auf Schloß Tirsbaek endeten. Während des Aufenthaltes hier wurde Krogh zum General en chef ernannt und ich zum Kapitän.

General Krogh hielt viel auf mich, und wir waren oft zusammen. Friedrich VII. vielleicht ausgenommen, habe ich nie jemand gekannt, der ein so großes Orientierungstalent hatte wie er. Von Vejle und Tirsbak machte ich mit ihm Reittouren von mehreren Meilen. Aber obschon wir uns niemals an die Landstraße hielten, sondern beständig in die Wälder und auf dem mit vielen das Vorrücken erschwerenden Hindernissen versehenen Terrain die Hügel herauf und herunter ritten, wußte er stets genau, wo wir waren. Wenn wir uns einem Aussichtsplatz näherten, markierte er im voraus, wo die verschiedenen Punkte zu finden sein würden, und es stimmte stets aufs Haar.

Mit der Mannschaft kam ich ausgezeichnet aus. Aber ich hatte vier Spielleute bei der Kompagnie, und diese vier Kopenhagener Burschen verursachten mir mehr Beschwerden, als alle übrigen zusammen. Die infamen Jungens glaubten, daß sie sich den Bauern gegenüber alles erlauben konnten. Eines Tages kam eine alte Frau und erzählte mir, daß die Jungens sie so tief gekränkt hätten, indem sie alle vier splitternackt, wie sie aus dem Bade kamen, um sie herumgesprungen wären, während sie eine Kuh melkte. Ich beschloß nun, die Gelegenheit zu benutzen, um ein Exempel zu statuieren. Beim Appell des Morgens ließ ich jedem der Burschen sechs über den Rücken geben, mit einem

dünnen Stock. Als die Reihe an den fünften kam, rief er so laut, daß die ganze Mannschaft es hören konnte:

„Ich will den Herrn Kapitän darauf aufmerksam machen, daß ich volle 18 Jahre bin!" —

Nach dem Reglement konnte er dann keine Prügel mehr erhalten; aber da die Disziplin Schaden erlitt, wenn ein gegebener Befehl nicht ausgeführt wurde, sagte ich zu ihm:

„Ich danke dir, daß du mir das gesagt hast, Lassen; denn der Stock ist für einen Jungen geschnitten. Jetzt werde ich einen schneiden lassen, der doppelt so dick und doppelt so lang ist, so daß er für einen erwachsenen Rücken paßt."

Als er seine sechs Schläge bekommen hatte, wollte er abtreten. Aber ich teilte ihm mit, daß sechs Schläge nur für einen Jungen wären, und daß ein erwachsener Kerl mindestens die doppelte Anzahl haben müßte. Und die bekam er.

Der Besitzer von Tirsbaek war ein Baron Brockdorff, den die Bauern ohne weiteres vom Hof gejagt hatten, weil sie ihn für einen Schleswig-Holsteiner hielten. Meine Spielleute, die das wußten, hielten sich deshalb geradezu für verpflichtet, so viel wie möglich im Garten zu stehlen und zu verwüsten, und als ich das merkte, verbot ich ihnen, da hinein zu gehen.

Während ich eines Abends mit General Krogh im Garten spazierte, hörte ich einen Krach, und gleich darauf fiel Spielmann Hansen in ein Spargelbeet hinein, zugleich mit einem großen abgebrochenen Kirschenzweig. Als die Kompagnie am nächsten Morgen zur Parade aufgestellt war, sah ich Hansen mit einem Papier in der Hand stehen, und da er und die andern Spielleute so zufrieden aussahen, dachte ich schon, daß mir ein Schabernack gespielt werden sollte. Einen Augenblick später trat der Junge vor die Front und übergab mir das Papier, worauf stand:

„Da der Spielmann Hansen über Schmerzen in der Brust geklagt hat, muß ich von der Anwendung von Schlägen mit einem Rohrstock auf dem Rücken abraten.

Thornam, Unterarzt."

„Warum hast du das Attest bekommen?" fragte ich.

„Ja, weil ich mir's schon dachte, daß ich Prügel kriegen sollte."

„Aber hier steht ja nur, daß du keine Prügel auf dem Rücken ertragen kannst. Dagegen steht nichts von deinem Hinterteil" — und zum großen Vergnügen der Mannschaft wurde er über einen Sägeblock gelegt und bekam einige Schläge mit der Rute.

Nach der großen Revue auf dem Lerbaeker Felde wurde die Garde nach Kopenhagen eingeschifft, wo ich stracks nach der Heimkehr nach Friedrichsburg hinaus kommandiert wurde. Hier sah ich zum erstenmale die zwölfjährige Molly Arboe, die ich vier Jahre später heiratete, und mit der ich ein langes und glückliches Zusammenleben geführt habe.

Im Monat März 1849 wurden die Rekruten einberufen, und ich wurde zum Chef der Schule ernannt. Da es mir sehr darum zu thun war, gleichzeitig mit der Garde ins Feld zu marschieren, bot ich dem Kriegsminister an, ungeachtet ich nur einen Offizier zu meiner Unterstützung hatte, die Schule in vier Wochen einigermaßen fertig zu machen. Aber mein Anerbieten wurde abgeschlagen. Ich sollte mindestens 42 Tage dazu gebrauchen, weshalb ich erst 14 Tage später als das Bataillon in Alsen ankam. Ich marschierte so schnell wie möglich nach Odense, wo ich mich beim Generalkommando melden sollte und bekam dort Ordre nach Assens und von da mit drei Schüten nach Alsen abzugehen.

Mitten im kleinen Belt wurde es windstill, und die Schiffe trieben mit dem Strom, weshalb Anker geworfen wurde. Gegen Mittag bekamen wir indessen Wind, der nach und nach zu einem halben Sturm anwuchs, weshalb es der Schiffer für eine Unmöglichkeit erklärte, die Truppen an dem offenen Strande bei

Momark an Land zu setzen. Er schlug vor, die Schiffe durch den Alsen-Sund nach Sonderburg gehen zu lassen; aber da die Sundewittseite vom Feinde besetzt war, verbat ich mir die Tour, bei der wahrscheinlich keiner lebend davon gekommen wäre, und befahl ihm, uns bei Holin auf der nördlichen Seite der Insel an Land zu setzen. Ich marschierte sofort nach Nordburg weiter, wo ich des Abends zum großen Erstaunen der Bewohner ankam. Am Tage darauf erreichten wir nach einem anstrengenden Marsch Sonderburg, wo die Rekruten sofort an die verschiedenen Kompagnien abgegeben wurden.

Der Aufenthalt den Sommer hindurch in diesem schönen Lande war außerordentlich angenehm, mit Ausnahme der beiden Bombardementstage. Von dem alten Schloß Sonderburg aus war es ein interessanter Anblick, des Feindes Bomben, die bestimmt waren, die Brücke zu vernichten, im Wasser explodieren zu sehen.

Ein großer und starker Gardist, Namens Haurbjerg, stand mitten auf der Brücke Schildwache. Ohne sich dem Anschein nach von den Kugeln genieren zu lassen, wanderte er ruhig auf und ab, als ob er auf Amalienburg Posten gestanden hätte.

Der erste schwedische Offizier, der in Sonderburg mit einem Teil des Trains der Armee, welcher nach Schleswig überführt werden sollte, ankam, war ein

Artillerie-Leutnant Stjerngranat. Er wurde mit mir zusammen bei dem Bäcker Johansen einquartiert, und da er wohl dem Alter nach beinahe mein Vater sein konnte, genierte es mich, daß er mich bei jedem zweiten Wort ‚Herr Kapitän‘ titulierte. Sofort nach seiner Ankunft legte er eine feine Uniform an mit großem Federbusch, die stark gegen unsere fadenscheinigen Uniformen abstach und eilte zum General de Meza, welcher Höchstkommandierender war, um sich zu melden. Als er hineinkam, fand er einen Mann in der Stube sitzen, der eine graue Mütze mit herabfallender roter Sammetpuschel, langen blauen Civilrock, rotes Halstuch, rote Saffianschuhe und eine Art von Schulterkragen trug, der ihm bis zu den Ellbogen reichte. Da es dem Leutnant nicht einfallen konnte, daß diese Gestalt de Meza wäre, fragte er, ob der General zu Hause sei und war sehr erstaunt, als er hörte, daß er es wäre. „Der General ist gewiß ein tüchtiger Soldat,“ sagte er zu mir, als er nach Hause kam, „aber ein außerordentliches Originial.“

Wenn de Meza sich öffentlich zeigte, war er gewöhnlich sehr sorgsam in seiner Kleidung, mit getollten Manschetten und schneeweißen Lederhandschuhen. Es gab in Sonderburg einen halböffentlichen Garten, Thomsens Garten genannt, wo der General oft spazierte. Dort hatte ich einmal ein Gespräch mit ihm, das er in dem Gemisch von Französisch und Dänisch führte, das er sehr liebte.

„Guten Tag, mein lieber Kapitän," sagte er, indem er einen Blick auf meine weniger propperen Handschuhe warf. „Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen die Hand mit einem malpropperen Handschuh reiche."

Ich fragte nach seinem Befinden.

„Es geht mir sehr schlecht, denn ich laufe herum und ärgere mich darüber, daß sich alle Leute verpflichtet fühlen, mir gute Ratschläge zu geben! Noch heute habe ich einen Brief von einem obskuren Herrn, Namens Sommer, bekommen. Ich verwahre alle diese Ergüsse in einer besonderen Abteilung meines Schreibtisches auf, welche die Ueberschrift trägt: ‚Patriotischer Harlekin'. Aber was mich am meisten ärgert, ist, daß Seine Exzellenz, der Kriegsminister, mich auch davon unterrichtet, daß wir mit einer so und so großen Anzahl Truppen angegriffen werden sollen. Sehen Sie, mein lieber Kapitän, es ist mir ganz gleichgültig, ob wir mit 10 000 oder 40 000 Mann angegriffen werden, da ich einstelle, was ich habe — weder einen Mann weniger noch einen mehr. Und der gute Kriegsminister, der mich selbst hierherüber beordert hat, muß doch besser als irgend ein anderer wissen, daß ich gerade aus dem Grunde hier bin, damit ich angegriffen werden kann. Denn es wäre doch allzu naiv, zu glauben, daß ich gutwillig in diesem von dem übelriechenden Tabak der Sonder-

burgischen Spießbourgeoisie erfüllten Loch Aufenthalt nehmen sollte."

Nach der Schlacht bei Fredericia kehrte de Meza nach Alsen zurück, wo er mit großer Feierlichkeit empfangen wurde. Zu einem Diner, das er sämtlichen Offizieren bei Reimuth gab, kam Kapitän von Dockum zu spät, und da er gar keine Entschuldigung hatte, weil sein Schiff vertaut am Bollwerk lag, erhielt er eine Ermahnung in folgender Form:

„Entschuldigen Sie, Herr Kapitän, daß wir zu Tisch gingen, ehe Sie kamen, aber ich wollte nicht haben, daß der Wirt sich zur Entschuldigung für sein schlechtes Essen auf Unpünklichkeit von unserer Seite sollte berufen können."

Und mit einem süß-ironischen Lächeln fügte er hinzu:

„Ich weiß ja schon, daß die Herren vom See-Etat nicht so pünktlich sein können wie wir vom Land-Etat. Sie sind so abhängig von Wind und Wetter."

Bei Tisch schrieb er kleine Zettel, die er zu seinem Stabschef, dem Oberstleutnant Bülow, späteren Minister in England, hinübersandte. Auf einem derselben stand:

„Mein lieber Oberst! Alles ist schlecht wie gewöhnlich, erzschlecht.

de Meza."

Er schrieb im ganzen sehr gern, war ein großer Kalligraph und sehr stolz auf seine Fertigkeit. Der Feldpostmeister zeigte mir einmal einen Brief von de Meza an General Hansen. Das Kouvert mit der Adresse war mit 3—4 Schriftarten bedeckt, und rund herum waren Vögel angebracht, die in der Luft flogen, während der Name Hansen von Wolken umgeben war, auf denen zwei Engel plaziert waren, die mit schiefen Backen die Posaunen des jüngsten Gerichts bliesen.

General de Meza hatte eine lächerliche Angst vor Zug und offenen Fenstern, aber den Kugeln gegenüber war er ein Todesverächter ersten Ranges. Ein paar Spione hatten die Nachricht davon gebracht, daß große Truppen-Verschiebungen stattgefunden hatten, und daß ein Angriff nahe bevorstehend war. Der Adjutant, der die Mitteilung bringen sollte, traf de Meza in einem Bett liegend von großen Gardinen umgeben. Aus Furcht vor Zug öffnete er sie gerade so viel, daß das Gesicht vorlugen konnte und fragte, wer da wäre.

„Der Adjutant des Eskadronchefs, Leutnant Hedemann, welcher kommt, um dem Herrn General zu melden, daß wir angegriffen werden sollen.“

„Soll das sofort sein, Herr Leutnant?“

„Das weiß ich nicht.“

„Seien Sie so gut wenn Sie am Comptoir vor-

beigehen, dem wachthabenden Adjutanten zu sagen, daß er zu mir heraufkommen soll, wenn es anfängt."

Ich will hier ein Urteil über de Meza anführen, das ich viele Jahre später hörte, und das von einer sehr kompetenten Autorität kam, nämlich Feldmarschall Moltke.

Soviel ich mich erinnere, war es im Jahre 1877, als der Feldmarschall Moltke von Skaane seine Ankunft hierher meldete. Er kam um 11 Uhr und reiste an demselben Abend wieder ab. Er hatte um eine Audienz bei dem Könige nachgesucht, machte aber besonders aufmerksam darauf, daß er nur Civilkleider mitführte. Um 2 Uhr kam er, in gelben Beinkleidern, weißer Weste und schwarzem Rock. Mit langen Schritten und strammer Haltung kam er auf mich zu und sagte:

„Ich bin der Feldmarschall Graf von Moltke."

Als er von der Audienz, die ungefähr eine halbe Stunde dauerte, herauskam, war seine Haltung eine ganz andere. Er war wie aufgetaut. Er erzählte von seinen Pagentagen, zeigte, wo der Keller war, in dem das Umkleiden stattgefunden hatte, und war äußerst zufrieden damit, daß ich den Pagendiener Vindekilde gekannt hatte. „Da haben wir ja denselben Diener gehabt!" rief er aus. Er fragte mich, ob er mein Privatzimmer neben dem Vorgemach sehen könne. Dort hing ein Porträt von de Meza, das der König später nach

Friedrichsburg verschenkte. Nachdem er es lange betrachtet hatte, sagte er: „Ist das nicht de Meza?“ Als er das Zimmer verließ, um zum Vorgemach zurückzukehren, sagte er wie zu sich selbst: „Einen mutigeren Soldaten hat die dänische Armee nicht gehabt.“

Daß er damit an den Mut dachte, den de Meza durch das Verlassen der Stellung bei den Danewerken bewiesen hatte, halte ich für wahrscheinlich.

Nach Ablauf des Sommers kehrte die Garde nach Kopenhagen zurück, und kurze Zeit darauf wurde ich wieder nach Friedrichsburg hinaus kommandiert.

Im Mai 1850 bekam ich Ordre, mit meiner Kompagnie ohne Aufenthalt von Friedrichsburg nach Kopenhagen zu marschieren, um Vorbereitungen zum sofortigen Abmarsch ins Feld zu treffen.

In den vorhergehenden Jahren hatten wir Erlaubnis gehabt, Gardisten zu Burschen auszuwählen, aber das wurde jetzt verboten, und, am Tage vor dem Abmarsch trafen drei Trainkutscher auf dem Exerzierplatz ein und meldeten sich zum Dienst bei meiner Kompagnie. Da sie alle drei nicht allein unter Maß waren, sondern zugleich mehrere Körperfehler hatten, so lag kein Grund vor, einen dem anderen vorzuziehen, und ich rief deshalb in einer Art Verzweiflung aus: „Wer will bei mir Bursche sein?“

„Das will ich wohl,“ sagte der eine. Er hieß Hans, war an der Westküste von Jütland zu Hause, war über die Maßen mager und hatte die Größe eines Schuljungen. Ich erklärte ihm gleich, daß sein wichtigstes Geschäft darin bestände, den Koffer zu packen und genau aufzupassen, daß alles, was man aus demselben heraus nahm, auch wieder eingepackt würde.

„Du thust am besten, gleich mit nach Hause zu kommen,“ fügte ich hinzu, „dann kann dir mein Diener zeigen, wie es gemacht werden soll.“

„Ja, Herr Kapitän, aber ich möchte erst meinen Tornister aus der Kaserne von Christianshafen holen.“ Für Hans war es, als ob der ganze Feldzug sich um diesen Tornister drehte, der seine geliebten Habseligkeiten umschloß. Er bekam also Erlaubnis zu gehen, mußte aber lange gebraucht haben, den Weg zu finden, da er erst am andern Morgen zurückkam. Wir wollten gerade fort, so daß keine Zeit war, ihm etwas beizubringen, weshalb er bloß Ordre bekam, den Koffer zu nehmen und ihn in den Wagen hinunter zu bringen.

„Ja! . . . aber mein Tornister, Herr Kapitän?“

„Ach, Unsinn! Nimm den Tornister in die Hand und laß mich nichts mehr davon hören!“

Wir gingen mit der Eisenbahn nach Roskilde ab, um sofort den Marsch nach Ringsted fortzusetzen, wo ich abends bei dem Distriktsarzt Krebs einquartiert wurde.

„Hier werden wir wohnen, Hans. Nimm jetzt den Koffer vom Wagen und trage ihn ins Haus."

„Ja! . . . aber mein Tornister, Herr Kapitän!"

„Wenn du noch ein einzigesmal den Tornister erwähnst, so kriegst du Prügel, sage ich dir!"

Abends hielt ich ihm noch einmal einen Vortrag über die Notwendigkeit dessen, alles was man benutzt hatte, in den Koffer zu thun. In der nächsten Nacht lagen wir in Slagelse und kamen darauf nach Nyborg, wo ich den Rasttag benützen wollte, um Hans mit den verschiedenen Sachen, die ich bei mir führte, bekannt zu machen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich nach und nach auf ein ganzes Teil Gegenstände traf, die mir nicht gehörten, so z. B. ein Paar Pantoffeln, eine Schuhbürste u. s. w., ja sogar eine alte Porzellanpuppe, eine Jungfrau mit einem Lamm auf dem Arm darstellend — alles miteinander Dinge, die Hans von meinen verschiedenen Wirten in Ringsted und Slagelse annektiert hatte, denen ich sofort Entschuldigungsbriefe schreiben mußte, damit sie nicht glauben sollten, daß sie einen Räuberkapitän im Quartier gehabt hätten.

Am 23. Juli kamen wir nach einem sehr anstrengenden Marsch in der Stadt Harritslev an, und am 24., vormittags 10 Uhr, nahm die Schlacht ihren Anfang. Am Abend desselben Tages wurde ich zu

einer Ambulanz abgeordnet, um eine Menge verwundeter Gefangener zu empfangen und stieß erst wieder ganz kurz nach Mitternacht zum Bataillon.

Am 25. brachen wir um 2 Uhr morgens auf. Die traurigen Nachrichten liefen nun Schlag auf Schlag ein. Schleppegrell war gefallen, Laessö, Trepka und Kranold ebenso. Die Stimmung in der Armee begann ziemlich gedrückt zu werden, so daß es hohe Zeit war, daß wir etwas anderes zu denken bekamen.

Um 10 Uhr kamen wir ins Kanonenfeuer, um 11½ Uhr wurden die Sturmkolonnen der Garde im ersten Treffen und vom 4. Verstärkungsbataillon zum zweiten Treffen formiert. Bevor der Sturm losging, sagte ich zu Hans, daß er zurückbleiben solle, damit er mir behilflich sein könne, wenn ich verwundet würde. Während des Vorrückens wandte ich mich noch einmal zurück, um der Mannschaft etwas zu sagen, und im selben Augenblick streifte ein Projektil meinen Ueberrock — ohne daß ich eigentlich das Geringste davon merkte — und riß zwei Knöpfe ab. In demselben Augenblick wurde ich von einer Hand ergriffen, und hörte eine Stimme sagen: „Der Kapitän ist verwundet!" — Es war mein guter Hans. Ich konnte niemals diesen Beweis seiner Treue gegen mich vergessen!

Die erste und zweite Kompagnie standen rechts von der Landstraße, die beiden anderen links, und da meine

Kompagnie den Front-Angriff auf die feindlichen Batterien hatte, war es gar kein so großes Wunder, daß sie verhältnismäßig bedeutend litt. Von den 142 Mann der Kompagnie wurden in der kurzen Zeit von 20 Minuten 31 verwundet, darunter mein Premierleutnant Naegler.

Ich vergesse den traurigen Anblick nicht, der sich unseren Augen bot, als wir zum Plateau bei der Schenke von Idstedt hinauf kamen, wo der Feind drei Kanonen hinterlassen hatte. Verstümmelte Pferde, die in den Zügeln scharrten, und eine große Anzahl verwundeter und toter Menschen lagen durcheinander, darunter ein Artillerist, der ganz schwarz und beinahe nackt war. Er hatte auf einer Redoute gestanden und Kanonenpatronen herausgelangt, als eine Granate platzte, die Munition zum Explodieren brachte, ihm die Montierung vom Leibe fetzte und ihn hoch in die Luft schleuderte.

Bei dieser Gelegenheit frappierte es mich, wie wunderlich der menschliche Charakter beschaffen sein kann. Als der Kavallerie-Angriff, der hauptsächlich gegen meine Kompagnie gerichtet war, zurückgeschlagen worden war, hörte ich einen Gardisten rufen: „Da ist der Fuchs!“ während er gleichzeitig den Hahn seines Gewehrs spannte. Hätte er geschossen, so war alle Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß er einen seiner Kameraden getroffen hätte; es war ein Glück, daß

ich so nahe stand und es verhindern konnte, indem ich ihm mit meinem Stock eines über den Nacken gab. Derselbe Mann, der mitten unter seinen verwundeten Kameraden Lust hatte, auf einen Fuchs zu schießen, schluchzte wenige Tage später beim Dankgottesdienst wie ein Kind über die Rede des Predigers.

Sobald die eigentliche Stellung genommen war, bekam ich Ordre, den Weg dicht neben der brennenden Idstedter Schenke zu passieren, um einige feindliche berittene Wachtposten, die sich am Rande des Waldes aufhielten, zurückzudrängen. Ich mußte da ganz dicht an General Krogh vorbeipassieren, der zu Pferde hielt, eine große Regalia im Munde und in einem langen hellgrauen Rock. „Jetzt sind Sie wohl froh, Holten!" rief er. Wäre es nicht gegen die Disziplin gewesen, so hätte ich wieder gerufen: „Aber du bist gewiß noch viel froher, Christoph!" Wenigstens hatte er guten Grund, es zu sein. — Er bekam später einen ungeheuer großen Brief von seinem Freunde Blücher, worin nur die zwei Worte standen: „Prost, Stoffer!" (Christoph.)

Die Garde setzte die Verfolgung bis gegen Schuby hin fort, wo wir Halt machten und wo wir die Nacht über kampieren sollten. Ich sandte einen Fetzen Papier an meine Eltern mit der Nachricht ab, daß ich lebte und unverletzt wäre. Dann fiel ich auf dem Fleck um,

und schlief ununterbrochen bis zum nächsten Morgen um 7 Uhr.

Als ich später einmal mit General Krogh sprach, erzählte er mir, daß er oben gewesen war, um General de Meza für seine ausgezeichneten Dienste während der Schlacht sein Kompliment zu machen. Als er eintrat, verharrte de Meza in seiner Haltung — den Rücken gegen die Thür gewandt — bis sie geschlossen war, und als er sich umdrehte, sah Krogh, daß er mit einer großen Pappmappe herumlief, die unten Ringe zum Hineinstecken der Arme hatte, wie eine Art Schild, auf welchem ein Schreibapparat nebst Zubehör angebracht war.

„Was soll das heißen?“ sagte Krogh.

„Heute ist mein Fußbadetag, Euer Exzellenz,“ — antwortete er — „und an diesem Tage sitze ich nicht. Deshalb habe ich mir diesen transportablen Schreibapparat eingerichtet.“

Der ganze Herbst und Winter ging mit dem Wachtdienst, teils in Ellingstedt, teils in den Danewerkschanzen hin, von wo aus ich die Kanonade von Friedrichstadt (7. August) und das Dröhnen des Laboratoriums hörte, das in Rendsburg in die Luft sprang, und es gab nicht viel Abwechslung in unserem einförmigen Leben. Erst gegen Schluß des Monats Oktober bekam ich zum erstenmal die Erlaubnis, in die Stadt Schleswig hineinzugehen, wo ich mich mit meinem

früheren Kameraden von der Garde, dem späteren Ingenieur-Offizier Baudiß, verabredet hatte, bei Madam Esselbach zusammen zu treffen. Zu meiner Enttäuschung kam er erst anderthalb Stunden nach der festgesetzten Zeit und war dann in einer ziemlich verfrorenen Verfassung. Er war nämlich in Begleitung eines anderen Offiziers über das Bollwerk gegangen, das die Bucht, an welcher Schleswig liegt, von Schloß Gottorp scheidet. Nachdem sein Begleiter an die Schildwache, die am Eingange postiert war, die Losung abgegeben hatte, wandte er sich um, während Baudiß seinen Weg fortsetzte. Mitten auf dem Bollwerk, an der kleinen Brücke, stand wiederum eine Schildwache, die ihn anrief, aber da er unglücklicherweise die Parole vergessen hatte, wurde er ersucht, Platz zu nehmen, bis er von einer Patrouille abgeholt werden konnte.

Als er einige Zeit gesessen hatte, begann er zu frieren und sagte zu der Schildwache:

„Jetzt gehe ich.“

„Nein, das thun der Herr Leutnant nicht.“

„Aber wenn ich nun doch gehe, was willst du mir dann thun?“

„Ja, das wissen der Herr Leutnant schon.“

„Du wirst doch nicht auf mich schießen?“

„Ja, der Teufel verschling' mich, das werde ich!“ antwortete der Seeländer, und das mit einer so ent-

schlossenen Miene, daß es Baudiß am rätlichsten fand, sitzen zu bleiben.

Es war unter den damaligen Verhältnissen notwendig, einigermaßen gut zu leben, und das thaten wir auch. Ich hatte mit einem bei der Intendantur angestellten Schlächter die Verabredung getroffen, daß er mir einen Tag um den anderen einen Schenkel liefern sollte. Wenn die Suppe gekocht war, sah es Hans für seine Pflicht an, den Schenkel zu fressen, und es war ein Vergnügen, das Wohlbehagen zu sehen, womit er ihn mit seinem Messer skelettierte. Er gebrauchte mehrere Stunden täglicher Anstrengung dazu, um den Schenkel herunterzubringen, und da diese Mahlzeit ganz extra war, so ist es ja weiter kein Wunder, daß Hans mit der Zeit von der guten Kost so dick wurde, daß es ihm, als er nach Hause geschickt werden sollte, unmöglich war, wieder in seine eigenen Kleider zu kommen. Zuweilen gab ich Feste in der Kaserne mit Austern, Beafsteak und Ale, die ich von Flensburg kommen ließ, und 250 geöffnete Austern wurden da auf einmal auf den Seitenbrettern eines Wagens hereingebracht zur großen Wonne derjenigen meiner Kameraden, die ich eingeladen hatte, an diesem Schmaus teilzunehmen.

Ende Januar 1851 bekamen wir, nach einer abgehaltenen Truppenschau, Ordre, mit dem Dampfschiff nach Korsör abzugehen, um von da durch Seeland

nach Roskilde zu marschieren, wo wir am 31. Januar ankamen. Am Tage darauf gingen wir per Eisenbahn nach Schloß Friedrichsburg ab, und hielten von dort aus am 1. Februar unter dem ungeheuren Jubel der Bevölkerung unseren Einzug in die Hauptstadt.

Auf dem Exerzierplatz nahm ich herzlich Abschied von der Mannschaft, die soviel Böses heruntergeschluckt hatte, ohne irgendwie zu murren oder den Humor zu verlieren. Es war mir gerade so, als wenn ich von lieben Kindern Abschied nähme.

Hans ging in meinen abgelegten Kleidern ganz unkenntlich nach Hause, nach seinem lieben Jülland.

Nach meiner Heimkehr vom Felde brachte ich mehrere Jahre teils in Kopenhagen, teils auf Skodsburg, Friedrichsburg, Friedensburg und Jägerpreis zu, und lebte in dieser Zeit gerade soviel mit Friedrich VII. zusammen wie später, als ich Adjutant bei ihm wurde.

Es war zuweilen schwierig — besonders für die Gräfin — an den langen Winterabenden die Zeit zum Verstreichen zu bringen, sowohl auf dem Lande, wo wir uns gewöhnlich aufhielten, wie in Kopenhagen, wo wir nach dem Brand des Schlosses Friedrichsburg den Winter zubrachten. Der König pflegte gern des Abends Karten zu spielen; aber wenn er längere Zeit Pech gehabt und ein Teil Geld verloren hatte, wurde es

ihm verboten, und die Gräfin plazierte ihn statt dessen an den Schreibtisch, wo er nach einer Vorlage ein oder das andere Stück innerhalb einer gewissen Frist kopieren sollte.

Im Sommer dagegen verging die Zeit ungleich leichter.

Des Königs Leidenschaft für das Fischen war so überwältigend, daß sie mich, der ich diese Passion keineswegs teilte, zuweilen an den Rand der Verzweiflung brachte. Er konnte manchmal mehrere Tage hintereinander von morgens bis abends fischen, was nicht gerade sehr unterhaltend war, besonders wenn die Fischerei vom Boot aus vor sich ging, so daß es unmöglich war, sich zu rühren. Ich habe einmal in einem Zug vier Tage in einem Boot auf dem Esromsee zugebracht. Wir begannen morgens um 6 Uhr, gingen um 4½ Uhr an Land, um Mittag zu essen, zogen sofort nach der Tafel wieder hinaus und blieben dann so lange auf dem See, daß auf der Schiffsbrücke Licht angezündet werden mußte, damit wir zum Landen sehen konnten. Es war dem König ganz gleichgültig, was gefangen wurde, selbst wenn es nur kleine, fingerlange Bleihe waren.

Die Jagden waren natürlich bei weitem vorzuziehen. Es war für die Gardisten eine große Freude, nach Klapning hinauskommandiert zu werden. Sie

wurden dann von dem König selbst angeführt, der auf dem Rücken eines Isländers saß und von einem Hornbläser zu Pferde begleitet war — wenn er nicht etwa — was zuweilen geschah — selbst die Signale blies.

Als wir uns eines Tages in Jägerpreis nach beendeter Jagd auf dem Paradeplatz versammelten, lag dort ein Teil Füchse. Fritz Blücher, der gern ein wenig mit seiner physischen Stärke prahlen wollte, ließ einen Förster die Füchse zusammenbinden, worauf er sie von der Erde über dem Kopf emporhob und fragte, ob einer der Jäger ihm das nachmachen könnte. Als wir fortgingen, wandte ich mich durch Zufall um und sah da einen Gardisten, einen kolossalen Jütländer, stehen, mit allen Füchsen im steifen Arm. Ich machte darauf aufmerksam, und er mußte vor dem König und den Jägern diese Kraftprobe wiederholen, die nicht weiter nach Blüchers Geschmack war. Der König betrachtete diesen Herkules voller Bewunderung und sagte zu ihm:

„Dein Vater muß ein tüchtiger Mann gewesen sein."

„Ja, und meine Mutter," antwortete der Gardist, „denn sie war 50 Jahre alt, als ich geboren wurde."

Bei dieser Gelegenheit muß ich mich einer Begebenheit aus einer späteren Zeit erinnern, die sich während eines Manövers in Schweden zutrug und als Beweis nicht allein für Blüchers Stärke, sondern auch für seine Besonnenheit in kritischen Momenten dienen kann.

Des Abends im Lager spielte Karl XV. oft mit den Soldaten, und es machte ihm da Spaß, seine physische Stärke und seine große Geschmeidigkeit zu zeigen.

„Jetzt wollen wir beide einander anpacken!“ sagte der König. Blücher weigerte sich, aber es half nichts, Der König packte ihn um den Leib, so daß er genötigt war, sich zu wehren, was er doch nur ungern that. Mehreremale hob er den König von der Erde auf, aber doch nicht anders, als daß er jedesmal wieder auf den Beinen herunter kam. Aber zuletzt merkte Blücher, daß er müde zu werden begann. Und da er nicht als dänischer Offizier und Adjutant des Königs sich zur Erde werfen lassen wollte, sammelte er seine Kräfte, hob den König Karl in die Luft empor, wandte ihn um und legte ihn auf diese Weise auf die Erde nieder.

Wie ein Blitz war der König wieder auf den Füßen. Das französische Blut war ins Wallen gekommen. Die Mütze nahm er ab, warf sie auf die Erde und sagte:

„Jetzt, zum Satan, im Ernst!“

Blücher stand mit entblößtem Haupt und weigerte sich, den Kampf wieder aufzunehmen. Der König wandte sich da zu den Tausenden von Zuschauern um und sagte:

„Ist denn da keiner unter euch, Jungens, der mit dem dänischen Mann anbinden kann?“

Die Augen der meisten richteten sich auf eine große und derbe Gestalt, die mit aufgekrämpelten Hemdärmeln dastand. Es war der Schmied des Ortes.

„Komm hierher!“ rief der König, „und laß mich sehen, was du kannst!“

Blüchers Takt betrog ihn nicht in diesem kritischen Augenblick. Mit imponierender Würde näherte er sich dem Schmied und sagte:

„Bist du's, der da sagt, daß er stärker ist als sein König? — Sieh zu, ob du meinen Arm beugen kannst!“ — Gleichzeitig streckte er seinen Arm dem Schmied entgegen, der ihn zu beugen versuchte, es aber nicht konnte. — „Strecke nun deinen aus!“ sagte Blücher. Darauf gab er dem Schmied einen Stoß in den Ellbogen und stellte ihm ein Bein, worauf der Schmied von dem gewaltsamen Schlage einen Augenblick taumelte und darauf ins Gras umfiel, so lang wie er war. Blücher wandte sich darauf zu den Anwesenden und sagte, daß sie sich in Zukunft nicht auf das verlassen sollten, was der Schmied sagte: „Er will euch vormachen, daß er stärker sei als euer König, und das ist keiner von euch!“

König Karl war inzwischen ganz ruhig geworden. Er schnallte sein Gehänge und seinen Säbel ab und bat Blücher, diese anzunehmen und zu tragen als Beweis davon, daß fernerhin kein Groll seinerseits bestehen würde.

Im Sommer unternahm Friedrich VII. oft mit der ganzen Gesellschaft Spazierfahrten in die Umgegend. Auf diesen Ausflügen in Nordseelands wunderschönen Wäldern oder in Glücksburgs schöner Umgebung kamen des Königs Orientierungsgabe und sein Blick für die Schönheiten der Natur zu ihrem vollen Recht. Da wir bei solchen Gelegenheiten draußen Thee zu trinken pflegten, begleitete uns gewöhnlich ein Wagen, bepackt mit Feldstühlen, Tischen, und allem, was zu einem gemütlichen Theeabend gehörte. Wir aßen spät zu Mittag und stets sehr gut, und es wurde deshalb selten etwas zum Abendbrot genossen, weshalb der mitgeführte Proviant in der Regel auf einen kleinen Teller mit dünnem geschnittenem Weißbrot und einen Korb mit dem unvermeidlichen kleinen Zwieback, Kammerjunker genannt, reduziert war.

Von Jägerpreis kamen wir eines Abends zu dem schönen Faergelunder Walde, gegenüber dem Friedrichssund. Der König bekam nun einen dieser plötzlichen ganz unberechenbaren Einfälle und verlangte, daß sofort ein reitender Bote nach Friedrichssund abgehen sollte, um alle dort wohnenden Beamten mit ihren Frauen zum Thee zu befehlen. Um 8 Uhr kamen der Prediger, der Postmeister, der Zollverwalter, der Doktor, der Stadtrichter u. s. w. mit ihren respektiven Frauen an, die alle, da man in Friedrichssund um 2 Uhr zu

Mittag aß, einen vortrefflichen Appetit zum Abendessen mitbrachten.

Alles war zu ihrem Empfang bereit, und wir gingen sofort zu Tisch. Mit wunderbarer Schnelligkeit, als ob es durch Taschenspielerkunst geschehen wäre, verschwand das Essen bis auf einen einzigen kleinen Zwieback, den Levetzau mit seiner gewöhnlichen Galanterie der Dame, die neben ihm saß, anbot, indem er sagte:

„Nicht noch ein Zwiebäckchen, meine gnädige Frau Postmeisterin?"

Nach dem Souper ging Levetzau von einem zum andern herum und wünschte ‚gesegnete Mahlzeit', zuletzt kam er zu mir und sagte:

„Jetzt habe ich die bei dieser Gelegenheit besonders überflüssige Zeremonie erfüllt, ‚gesegnete Mahlzeit' zu wünschen. Meinen Sie, Herr von Holten, daß die eingeborenen Herren und Damen aus Friedrichssund sich sonderlich zufriedengestellt fühlten durch diese kalte Hof-Kollation? Ich schämte mich wie ein Hund beim Marschallieren."

Ich hörte später, daß an diesem Abend nach der Heimkehr gehörige Mahlzeiten in Friedrichssund eingenommen worden waren.

Die Gräfin nahm in der Regel an diesen Ausflügen teil, und der König hatte nicht recht oft Gelegenheit, auf eigene Hand draußen zu sein, ausge-

nommen beim Vogelschießen oder etwas ähnlichem, wo nur Herren zugegen waren. Von den Festen auf dem Schützenplatze erinnere ich mich unter anderem an eine Begebenheit, die als Beweis für die Geistesgegenwart dienen kann, die Friedrich VII. zuweilen besitzen konnte.

Der alte Justizrat H., der auf dem Schießplatz das Richteramt versah, hatte am Tage vor dem Königsschießen den Kummer gehabt, seinen Schwiegersohn zu verlieren. Sogleich nach Beginn der Tafel dankte der König ihm mit ein paar schönen Worten, weil er ungeachtet seines großen Schmerzes doch herausgekommen war, um seine Pflichten wahrzunehmen, und um eine solche Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, wandte der König sich gegen Schluß der Mahlzeit, als die Fidelität in vollem Gange war, wiederum zu ihm und sagte:

„Jetzt wollen wir beide auf ehrwürdige altnordische Weise dem Verstorbenen zu Ehren einen Becher trinken, und Sie sollen sehen, daß ich es ehrlich mit Ihnen meine!"

Diese Worte wurden von dem Einschänken mindestens einer halben Flasche Champagner in den großen Pokal begleitet, den der König darauf mit einem Gesicht leerte, als erfülle er eine schmerzliche Pflicht.

Vorn auf dem Tisch, wo der Pokal gestanden hatte, lag ein Kranz von Lorbeer und Eichenblättern.

Als wir den Tisch verließen, um uns zum Schießen zu begeben, nahm der König den Kranz in der Hand mit sich, um Unsinn damit zu treiben. Plötzlich, während die Prozession sich durch den Garten bewegte, warf der König den Kranz einem Mann, der vor ihm ging, über den Kopf und wartete mit frohem Gesicht darauf, zu sehen, wer das wohl sein könnte. Zum Unglück stellte es sich heraus, daß es der trauernde alte Justizrat war. Aber mit großer Geistesgegenwart veränderte der König augenblicklich seinen Gesichtsausdruck von Freude zu feierlicher Wehmut, ergriff des Justizrats Hand und sagte:

„Diesen Kranz habe ich dir gegeben. Lege ihn auf deines Schwiegersohnes Sarg, wenn du heimkommst: er ist von deinem König." Und dann weinten sie alle beide.

Einmal in Skodsburg, als wir draußen im Garten in der sogenannten Grotte bei der Tafel saßen, empfing ich ungefähr um 5½ Uhr ein Telegramm, das mich ersuchte, dem König mitzuteilen, daß er Schützenkönig geworden war und mich zu erkundigen, ob er an demselben Tage an dem Mittagstisch der Brüder teilnehmen wollte, in welchem Falle zwei der Brüder, wie es die Vorschrift gebot, herauskommen und Seine Majestät abholen würden.

„Gehe gleich herunter und telegraphiere, daß ich die Einladung annehme," sagte der König.

Ich erlaubte mir, darauf aufmerksam zu machen, daß, ehe das Telegramm den Schießplatz erreichen könnte, und ehe die beiden Brüder gewählt werden und nach Skodsburg herauskommen könnten, so viel Zeit vergehen würde, daß wir wahrscheinlich an dem Tage nicht dazu kämen, zu Mittag zu essen, worauf der König antwortete: „Na ja, dann essen wir dafür morgen!"

Auf diese Logik gab es nichts zu antworten. Ich telegraphierte, und um 8½ Uhr kamen Etatsrat H. P. Holst und der Lehrer Wilhelm Holst, um den König abzuholen. Um 11½ Uhr abends gingen wir zum zweitenmale zum Mittagessen. Erbprinz Ferdinand ersuchte mich, neben ihm Platz zu nehmen.

„Ich danke Eurer königlichen Hoheit für die Gnade," antwortete ich, „aber ich bin bei weitem nicht vornehm genug, um den Platz einnehmen zu können."

Der König, der den Wunsch des Erbprinzen gehört hatte, sagte: „Holten! Du setzest dich neben meinen Onkel."

Der Prinz war außerordentlich vergnügt und nahm lebhaft an den Tafelfreuden teil. Auf einmal höre ich den König sagen:

„Der Erbprinz will einen Toast ausbringen!"

Der Erbprinz erhob sich da, wischte sich den Mund

mit der Serviette, räusperte sich mehreremale und brachte endlich in verschiedenen Absätzen stammelnd folgende Worte hervor:

„Meine Brüder! . . . Ich will Sie bitten, Ihr Glas zu füllen . . . denn ich will ein Hoch ausbringen . . . auf diejenigen . . . denen wir nicht allein das Leben verdanken . . . sondern auch unsere besten Vergnügungen. Meine Herren! Die Frauenzimmer leben hoch!"

„War das gut?" flüsterte er mir zu, als er sich wieder gesetzt hatte.

„Brillant, Eure königliche Hoheit! Es ist einer der schönsten Toaste, die ich gehört habe."

Wir kamen nicht vor 1 Uhr von Tisch, und erreichten nach einigen kleinen Hindernissen auf dem Wege Skodsburg um 4½ Uhr.

Einige Tage später war ich mit dem Könige anläßlich des Geburtstages der Königin-Witwe zur Tafel auf Sorgenfrei, wo ich Prinz Ferdinand traf, der noch einmal haben wollte, daß ich seine Rede lobte. Das war das letztemal, daß ich mit dem gutmütigen und liebenswürdigen Erbprinzen sprach. Als ich nicht lange nachher mit dem Könige zur Stadt fuhr, war er tot.

In Friedrichs VII. Tagebuch steht diese Begebenheit mit folgenden Worten angeführt:

„Am Montag, den 29. Juni 1863 ging mein viel-

geliebter Onkel, Erbprinz Friedrich Ferdinand von Dänemark zum ewigen Osten ein. Er gab die Parole aus und war mausetot."

Mitte Juli wurde der Erbprinz in Roskilde begraben. Nachdem die Zeremonie zu Ende, war für die Teilnehmer ein Frühstück auf der Eisenbahnstation arrangiert. Selten bin ich Zeuge eines größeren Skandals gewesen. Der Wein floß auf Tischtuch und Fußboden, und alle riefen und schrieen sich gegenseitig in den Mund, so daß wirklich, wie General Thestrup bemerkte, Grund vorhanden war, den Psalm anzustimmen: ‚Mit Sorgen und Klagen halt Maß.'

Nach des Königs Heimkehr nach Kopenhagen ging er gleich zur Erbprinzessin, die sich im Gartenzimmer aufhielt. Als sie die erhitzten Gesichter sah, brach sie los:

„Das ist wohl ein heißer Tag gewesen!"

Des Königs Antwort war etwas undeutlich. Aber das Wort ‚Begräbnisbier' kam darin vor.

Erbprinzessin Karoline, Friedrichs VI. älteste Tochter, war eine der originellsten Persönlichkeiten, die ich gekannt habe. Sie war auf dem alten Schloß Christiansburg am 28. Oktober 1793 geboren und war also noch ganz zart, als das Schloß im Jahre darauf brannte. In der allgemeinen Verwirrung und Panik hatte man sie rein vergessen, so daß sie erst im letzten Augenblick

gerettet wurde. Um Neujahr 1830 war sie zum zweitenmale in Verbrennungsgefahr, indem ihre Haube Feuer fing. Sie verbrannte sich bei dieser Gelegenheit die untere Gesichtspartie in hohem Grade, namentlich am Kinn und der Unterlippe, was ihr ohnehin nicht sehr schönes Aeußere für immer entstellte. Noch einmal, in einem weit späteren Alter, hatte sie dasselbe Schicksal. Ihr Kleid fing Feuer, wodurch sie sehr schwere Brandwunden an dem einen Arm bekam.

Ich habe einmal König Christian IX. zu ihr sagen hören: „Die Natur muß sich mit dir geirrt haben, du warst zum Manne bestimmt und nicht zum Weibe.“ Ich war betroffen von diesen Worten, weil sie wirklich eine große Wahrheit enthielten. Sowohl ihre Charakterstärke wie ihre ganze Art des Benehmens hatte weit mehr vom Manne als vom Weibe an sich.

Sie glich dem Vater sehr, nicht allein im Aeußern, sondern in ihrem ganzen Wesen. Sie sprach ihre Meinung kurz und bestimmt aus, ohne persönliche Rücksicht zu nehmen, weshalb auch alle mehr oder weniger Furcht vor ihren Bemerkungen empfanden. Sie suchte nicht nach feinen Worten, sondern sagte gerade heraus, was sie im Sinne hatte, stets in einer sehr breiten Sprache und zuweilen in so kräftigen Ausdrücken, daß sie kaum wiederholt werden können. Wie der Vater, stieß sie die Worte auf eine kurze Weise hervor, die den Ein-

druck von Härte machen konnte. Aber wie hart sie einen auch angefahren hatte, es war gleich vergessen, und sie war niemals nachtragend. Sie hatte des Vaters Genauigkeit und seine Pünktlichkeit auf den Glockenschlag geerbt, und ich glaube, daß es nie jemand erlebt hat, daß sie vor oder nach der anberaumten Zeit gekommen ist. Daß sie sich auf Amalienburg Schlag 5½ Uhr einfinden konnte, ist begreiflich. Aber es muß beinahe als ein Kunststück betrachtet werden, daß sie auf Bernstorff in dem Grade präzise einzutreffen vermochte, daß man die Uhren nach dem Augenblick stellen konnte, da ihr Wagen vor der Steintreppe hielt.

Prinzessin Karoline war sehr konservativ, und wenn sie erst eine Person in ihren Dienst bekommen hatte, war die Betreffende sicher, nie ihren Abschied zu erhalten. Obschon sie selbst ihre Leute ausschelten konnte, duldete sie nicht, daß irgend ein Unbefugter über sie Klage führte, und hatte einer von ihnen ein oder das andere Versehen begangen, so sollte das so viel wie möglich vor anderen verheimlicht werden.

Sie hatte eine alte Kammerfrau Namens Mejer. Diese war in hohem Grade trunksüchtig und war namentlich abends um die Schlafenszeit in der Regel betrunken. Aber keiner durfte wissen, daß sie an dieser Schwäche litt, weshalb die alte Erbprinzessin sich allein mit ihr herumschleppte, um sie ins Bett zu bekommen.

Ich erinnere mich, daß die Großfürstin Dagmar*, als sie eines Abends auf Friedensburg die Prinzessin Karoline in ihre Schlafkammer hinüber begleitet hatte, mir auf dem Rückweg zuflüsterte: „Gott bewahre, Holten, wie war die Mejer heute abend betrunken! Sie dampfte förmlich vor Branntwein."

Da die Umgebung der Erbprinzessin mit Recht besorgte, daß ihre Taubheit in Verbindung mit der Trunkenheit der Mejer noch ein größeres nächtliches Unglück anrichten könnte, wurde darüber beratschlagt, auf welche Weise man die Prinzessin am leichtesten dazu bewegen könnte, darin zu willigen, daß die Mejer ihren Abschied erhielt. Das Resultat war, daß die Kammerherrin Römeling der Prinzessin vorstellte, ob sie nicht meinte, daß die Mejer verdient hätte, den Rest ihrer Tage in Ruhe und Frieden zu verleben, so daß ihr, in Anbetracht ihrer langen und treuen Dienste, voller Lohn und Logisentschädigung gewährt würde. Die Prinzessin willigte natürlich sofort hierin ein, indem sie doch hinzufügte:

„Das ist ja schön und gut! Aber wer soll denn da für sie sorgen, wenn sie mich nicht mehr hat?"

Die Prinzessin liebte ihren Mann über alle Beschreibung, obschon diese Liebe sich oft auf eine höchst

---

* Jetzige Kaiserin-Witwe von Rußland.

aparte Weise äußerte. So ermunterte sie z. B. den Prinzen, die Kasino-Maskeraden zu besuchen, und fragte ihn dann des Morgens: „Waren schöne Mädels da, Ferdinand?" denn sonst, das wußte sie, hatte er sich nicht amüsiert.

In der königlichen Familie führte die Erbprinzessin den Namen ‚Tante Line', und selbst König Christian IX., der doch ihr leiblicher Vetter war, nannte sie so. Gegen den König war sie niemals unangenehm, aber die anderen Mitglieder der Familie hatten es schwer, es ihr zu Dank zu machen. Der Kronprinz amüsierte sich außerordentlich über die Eigentümlichkeiten und ungeschminkten Antworten der Tante. Einmal — als ihr Hofchef, Römeling, in das Krankenhaus gekommen war, um sich einer Operation zu unterwerfen, mußte ich nach der Tafel in Charlottenlund mit ihm zu ihr hingehen. Auf die Frage des Kronprinzen, wie es mit Römelings Arm ginge, antwortete sie:

„Arm? Fehlt dem etwas?"

„Ja, ich dachte, daß er daran operiert worden ist!"

„Bewahre, nein! Willst du wissen, wo es ist, — da," sagte sie, indem sie hinten herunter zeigte.

Es gehörte übrigens mit zu ihren Absonderlichkeiten, daß sie es den Leuten übel nahm, daß sie krank waren. Als Herzog Karl seiner Gesundheit wegen in ein Bad reisen sollte, wünschte er, daß die Herzogin Wil-

helmine die Zeit, während er fort war, in Kopenhagen bei der Schwester zubringen sollte. Es wurde Prinz Hans übertragen, Verhandlungen deswegen einzuleiten, aber da er sich etwas beklommen dabei fühlte, ersuchte er den Liebling der Prinzessin, Kronprinz Friedrich, ihm beizustehen. Ich bekam später einen Bericht davon, wie es abgelaufen war. Erst war sie böse gewesen, nicht allein, weil der Schwager krank, sondern auch, weil die Schwester taub war. Prinz Hans erklärte ihr, daß der Herzog an der Zuckerkrankheit litte, aber daß er doch nicht glaubte, daß es gefährlich wäre.

„Gewiß doch!“ sagte die Prinzessin. „Er ist zuckerp ... und mit der Krankheit hat man noch vier Monate zu leben.“

Sie war später nicht wenig stolz darauf, daß ihre Prophezeiung in Erfüllung gegangen war.

Im Sommer verließ sie niemals Kopenhagen, sondern hielt sich den Tag über in dem sogenannten Gartenhause auf. Um nicht über den Hof zu gehen, ging sie durch den Keller und in den anstoßenden Thorweg hinauf. Da sie sehr kurzsichtig war, und niemals jemandem erlauben wollte, ihr zu helfen, stürzte sie eines Tages in ihrem 75. Jahr, als sie zur Tafel hinübergehen wollte, die Treppen hinab und brach sich den einen Arm. Aber so groß war ihre Willenskraft, daß sie ganz ruhig bei Tisch sitzen blieb, ohne jemandem von

dem Unglück, das geschehen war, zu erzählen und erst später am Abend ihren Leibarzt, Professor Schytz, holte.

Als ich am Tage darauf ins Palais hinaufging, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, traf ich auf der Treppe den König und Prinz Waldemar. Letzterer sah etwas verdutzt aus, und als ich ihn nach dem Grunde fragte, erzählte er, daß die Prinzessin ihn einen dummen Jungen genannt, weil er gefragt hätte, ob sie in der Nacht geschlafen habe. „Wozu ist man nachts im Bett, wenn nicht um zu schlafen?" hatte sie gesagt.

Ich kam wenigstens jeden zweiten Monat zu ihr zur Audienz und stets um 10 Uhr vormittags. Blieb ich längere Zeit fort, so wurde ich ausgescholten und bezichtigt, mich wohl nicht länger um sie zu kümmern. Das letztemal, als ich mit der lieben alten Erbprinzessin sprach, war es zwei Tage, bevor sie krank wurde. Bei meinem Fortgang sagte sie: „Kommen Sie bald wieder, Lieber. Wir sind so wenig, die aus Papas Zeit übrig geblieben."

Es war gerade, als ob diese Leute in ihren Augen aus feinerem Stoff wären als andere Sterbliche.

Ich will bei derselben Gelegenheit eine andere originelle Persönlichkeit erwähnen, die gerade so wie die Erbprinzessin in hohem Grade das Gepräge der ‚guten

alten Zeit' trug. Ich meine hiermit den alten Landgrafen Wilhelm, den Vater der Königin Luise. Er steht vor meiner Erinnerung als ein ungemein rechtschaffener und liebenswürdiger Charakter. Aber er hatte mehrere Absonderlichkeiten an sich, die, von weitem gesehen, wohl zu einem falschen Urteil über seinen Charakter Anlaß geben konnten. So geschah es mit Unrecht, daß man ihn der Habgier beschuldigte. Erstens war er bei weitem nicht so reich, wie man allgemein annahm. Es wurde so oft von seinen vielen Millionen gesprochen, aber bei seinem Tode zeigte es sich, daß sein Privatvermögen sich nicht einmal auf eine belief. Sodann gab es in seiner Lebensweise mannigfache Dinge, die auf alles andere als auf Geiz deuteten. So gab er sehr oft große Tafeln, wozu ich vielmals eingeladen gewesen bin, und bei den Gelegenheiten war alles, sowohl das Essen, wie die Bedienung, das Tafelarrangement und der Wein von der besten Sorte. Die Cigarren, die bei den Herrengesellschaften herumgeboten wurden, gehörten zu den teuersten und besten, die es gab; aber es war freilich eine Umöglichkeit, mehr als eine zu bekommen. Das geschah aber nicht aus Geiz, sondern weil er meinte, daß es so sein müsse. Es war eine Vorschrift, und von den Vorschriften gab es kein Abweichen.

Ich fragte einmal meinen alten Freund, den

Grafen Waldemar Holck, ob er niemals in der langen Zeit, während der er als Haushofmeister fungiert hatte, eine Extracigarre bekommen hätte. Ja, antwortete er, das wäre ein einzigesmal geschehen. Es war auf einer Reise nach Rumpenheim. Es war so spät geworden, daß die Cigarre angezündet werden durfte. Aber als der Kasten aufgeschlossen werden sollte, zeigte es sich, daß das Schloß übergeschnappt hatte. Holck fragte da, ob Seine Hoheit ihm die Ehre und das Vergnügen machen möchte, ein Bund Cigarren als Geschenk entgegen zu nehmen, welches Anerbieten nach vielem Hin- und Hergerede angenommen wurde. Von diesen Cigarren schenkte er Holck eine.

Alles in des Landgrafen Hause ging nach Vorschrift. Er war ein großer Sammler, vornehmlich von Dosen und Brustnadeln. Er besaß Dosen zu Hunderten, ja so viel, daß zwei für jeden Tag vorgeschrieben waren. Die schlechtere Hälfte wurde vormittags gebraucht, und die bessere nachmittags. Die Ablösungszeit war auf 5 Uhr festgesetzt. Wenn er eine Reise vorhatte, war es der Dosen wegen nötig, genau zu bestimmen, wie lange sie dauern sollte. Der Kammerdiener hatte dann so viele Dosen mitzunehmen, wie in der Zeit benutzt werden sollten, und wenn keine Dosen mehr da waren, so mußte die Reise zu Ende sein. Dasselbe war der Fall mit den Nadeln.

Sie wurden in lange dazu eingerichtete Kissen gesteckt; die ungebrauchten von oben nach unten, die gebrauchten von unten nach oben.

Im Laufe des Jahres wurde das Inventar nachgesehen, und alle Dinge, die Bücher in der Bibliothek, die Bekleidungsgegenstände u. s. w. hatten ihre bestimmten Tage. Einmal, am Taschentücher-Nachsehtage, kam ein Lakai zum Grafen Holck hinüber, um ihn zu bitten, zwischen dem Landgrafen und seinem Kammerdiener Heinemann zu vermitteln. Holck fand sie alle beide sehr aufgeregt. Es hatte sich nämlich gezeigt, daß ein rotes Taschentuch zu wenig und ein gelbes zu viel da war. Endlich glückte es Holck, des Rätsels Lösung zu finden: ein ursprünglich rotes Tuch war durch den beständigen Gebrauch von Schnupftabak und erforderlicher Wäsche im Laufe der Jahre so ausgefahlt, daß es gelb geworden war. Der Landgraf war sehr froh darüber, daß der Fehler entdeckt wurde und unter allseitiger Zufriedenheit wurde sofort ins Buch notiert: ein gelbes Taschentuch mehr und ein rotes weniger.

Ein anderesmal wurde Holck zum Landgrafen gerufen, den er beim eifrigen Studium eines Rechnungsbuches antraf.

„Was steht da?“ fragte der Landgraf.

Holck sah in das Buch.

„Da steht: ‚Lotte drei Thaler,‘“ antwortete er.

„Ja, das sehe ich auch. So steht es da. Aber was bedeutet es? Denn ich kann doch unmöglich der Landgräfin (Lotte) drei Thaler gegeben haben?“

Durch genaues Forschen kam es endlich heraus, daß nicht Lotte, sondern ‚Lotto‘ dort stand.

Auch seine täglichen Beschäftigungen waren vorschriftsmäßig geordnet. Die Bibliothek wurde jährlich für eine gewisse bestimmte Summe vergrößert, und die Bücher sollten in der Ordnung, in der sie gekauft waren, gelesen werden, aus welchem Grunde es der Landgraf oft sehr eilig hatte, die alten Bücher zu lesen, ehe die neuen gekauft wurden.

Er hielt drei Reitpferde, und da er einen Tag um den andern ritt, nämlich Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, so hatte jedes der Pferde seinen bestimmten Tag: der Fuchs Dienstag, der Rappe Donnerstag und der Schimmel Sonnabend. Das war die unabänderliche Regel. Nun traf es sich eines Sonnabends, daß der Schimmel lahm war. Die Folge hiervon war nicht allein, daß die Reittour aufgegeben werden mußte, weil keines der beiden anderen Pferde am Sonnabend gehen durfte, sondern zugleich, daß weder am nächstfolgenden Dienstag noch Donnerstag geritten werden konnte, da der Sonnabend an der Reihe war. Erst als der Schimmel gesund gemeldet wurde, kam alles ins alte Geleise.

Daß ein Mann, der sich in dem Grade zum Sklaven einer Ordnung machte, die er selbst getroffen hatte, in seiner Eigenschaft als Militär streng darauf halten mußte, daß die Vorschriften befolgt wurden, versteht sich von selbst. Aus Anlaß seiner goldenen Hochzeit hatte er ein Gemälde von Simonsen geschenkt bekommen, das das 2. jütländische Infanterie-Regiment, dessen Chef der Landgraf war, darstellte, wie es vor Friedrich VI. Revue passierte. Als ich das Bild einmal lobte, gab er wohl zu, daß es gut gemalt wäre, fügte aber hinzu, daß er doch mehrere bedeutende Fehler nachweisen könnte, so z. B. daß der Generaladjutant lange hellblaue Beinkleider anhätte, während die des Königs weiß waren u. s. w. Zum Schluß sagte er:

„Aber was mich am meisten ärgert, ist, daß ich keinen Riemen unter dem Tschako habe.

Ich habe den Maler darauf aufmerksam gemacht, aber er antwortete, daß das den Backenbart verderben würde, worauf ich natürlich sagte, daß ich mich den Teufel um den Backenbart scheerte — aber vorschriftsmäßig wollte ich sein!“ So hat der Landgraf wahrscheinlich verschiedene Stunden vor diesem Gemälde zugebracht, während er in Gedanken die gebührenden ‚Anschnauzer‘ wegen Verletzung der Vorschriften austeilte.

Ich selbst bin in dieser Hinsicht auch nicht ganz frei ausgegangen. Da ich einen Teil meines Dienstes

innerhalb der vier Wände zu versehen hatte, wo meine Sporen durch Zerreißen oder Festhaken in die langen Schleppen der Damen Unheil anrichten konnten, hatte ich eine stillschweigende Erlaubnis von dem Könige (Christian IX.) erhalten, ohne Sporen zu gehen.

In diese Abweichung von der Vorschrift konnte der Landgraf sich nicht finden, und er war aus diesem Grunde bei jeder Gelegenheit hinter mir her. Zuweilen, wenn ich wußte, daß er kam, legte ich deshalb ihm zu Gefallen Sporen an, und dann nickte er sehr zufrieden. Dieser Spaß mit den Sporen war unter dem Hofpersonal allgemein bekannt und gab Anlaß zu viel Ulk.

Einmal im Monat Januar sollte die Residenz von Friedensburg nach Kopenhagen verlegt werden, und da stets bei solcher Gelegenheit großer Empfang in Kopenhagen war, so war Uniform angesagt. Beim Familienfrühstück vor der Abreise bat der Landgraf den König sehr um Entschuldigung, daß er keine Sporen anhätte.

„Das ist ja ganz gleichgültig," sagte der König.

„Nein, das ist es nicht," antwortete der Landgraf; „es ist nicht vorschriftsmäßig, und ich kann das nicht leiden; aber ich kann sonst meine Füße nicht in den Fußsack kriegen . . . Und dann ist mir auch bange davor, daß dieser Holten es entdecken wird."

Das Einsteigen in den Wagen ging in dem kleinen

finsteren Thorweg vor sich. Der König kam zuerst die dunkle Treppe herunter, und indem er an mir vorbei ging, flüsterte er mir zu:

„Der Landgraf hat keine Sporen an."

Gleich darauf kam der Landgraf, mit Holck am Arm. Als er in den Wagen steigen wollte, geschah es, daß er stolperte, aber von Holck aufrecht gehalten wurde.

„Welches Glück," brach ich aus, „daß Euer Hoheit keine Sporen anhaben!"

Er antwortete nichts, aber drinnen im Wagen hörte ich ihn zum Könige sagen:

„Sagte ich es nicht schon, daß ich gleich von diesem Holten entdeckt werden würde!"

Als wir in den Wartesaal hinunterkamen, warf er einen Blick auf meine Stiefel, worauf er, auf mich deutend, sich zum König wandte und sagte, indem er vor Erstaunen kaum die Worte hervorbringen konnte:

„Und dabei hat er, meiner Seel', selbst keine Sporen an!"

„Ich hatte Sporen an," antwortete ich, „aber als ich sah, daß Eure Hoheit keine hatten, nahm ich meine sofort ab."

Ich glaube wohl, daß diese Aufmerksamkeit nach seinem Geschmack war; aber da ich mein Gesicht nicht

in den gehörigen Falten zu halten vermochte, wurde ich entdeckt.

„Ach, das ist gelogen!“ sagte er.

All das Sporengeschwätz hatte zur Folge, daß ich zur Erinnerung an den Landgrafen von der Königin ein Paar gereifelte Silbersporen erhielt, die er bei Gala-Gelegenheiten an Friedrichs VI. Hof gebraucht hatte.

Ende August 1867 wurde der alte Landgraf ernstlich krank, und am 5. September morgens früh gingen die Königin, die Großfürstin, der Großfürst und Prinzessin Thyra von Bernstorff nach Amalienburg, um nach dem Patienten zu sehen. Um 11 Uhr fuhr ich mit dem König nach Kopenhagen. Als wir nach Amalienburg kamen, sah ich die Königin und die Großfürstin Dagmar weinend am offenen Fenster stehen, dem König mit ihren Taschentüchern zuwehend. Ich sagte zu dem König, daß wir gewiß zu spät kämen, und daß der Landgraf wahrscheinlich schon tot wäre, und wir fuhren dann in das Palais hinein, wo ich Zeuge der letzten Augenblicke des Landgrafen wurde: Alles ging mit einer solchen Regelmäßigkeit und Ordnung vor sich, daß man hätte meinen sollen, daß dieser Mann, der ein so geregeltes Leben geführt, selbst ein Reglement abgefaßt hätte, das in seinen letzten Stunden beobachtet werden sollte.

Im Bett liegend, das im hintersten Zimmer des

Parterregeschosses stand, nahm er von einem nach dem andern Abschied, seinen Leuten, seiner Umgebung und von sämtlichen Mitgliedern der königlichen Familie.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß das Sterben so leicht wäre," sagte er zum Kronprinzen.

Darauf sandte er Botschaft zur Erbprinzessin, die sofort kam, gab Bescheid darüber, was zur Königin-Witwe gesagt werden sollte, die sich auf Sorgenfrei aufhielt und erhielt von Pastor Theobald die heiligen Sakramente nach reformiertem Ritus. Darauf empfing die königliche Familie knieend seinen Segen.

Und als so alles fertig und in Ordnung war, legte er seinen Kopf auf das Kissen und starb.

Man hatte oft die Frage aufgeworfen, wie es möglich war, daß Friedrich VII. so viel Menschen aufbrauchen konnte, wie er es, dem häufigen Personenwechsel zufolge, that. Die Erklärung liegt darin, daß er am liebsten seine Leute beständig um sich haben wollte, und daß er ein außerordentlich unruhiges Leben führte. Es gehörte ein guter Fond physischer Kräfte dazu, um alle Anstrengungen auszuhalten, die der König ohne Zwang seinem kräftigen Körper bieten konnte, wozu noch kam, daß es für seine Umgebung eine nicht geringe geistige Anstrengung war, sich stets dem König,

der Gräfin und Berling gegenüber parat und wachsam verhalten zu müssen.

Um zu veranschaulichen, wie er so mit uns herumtummelte, will ich nach dem Tages-Protokoll die Reisen eines einzigen Jahres, 1861, anführen.

In den Wintermonaten waren wir teils auf Jägerpreis, teils auf Friedensburg gewesen. Mitten im Mai kamen wir in Skodsburg an. Von hier reisten wir:

8. Juni: Ueber Korsör nach Aarhus und weiter nach Moesgaard, das dem Stiftsamtmann Dahl gehörte.

10. Juni: Von Moesgaard über Balslöv und Kalö nach Ebeltoft.

11. Juni: Nach Hjelmen und Helgenaes.

12. Juni: Ueber Rugaard und Katholm nach Grenaa.

13. Zurück nach Moesgaard.

14. Juni: Nach Benzon.

15. Juni: Nach Rosenholm und zurück nach Moesgaard.

19. Juni: Nach Skanderborg.

20. Juni: Nach Silkeborg, von wo täglich Ausflüge gemacht wurden.

5. Juli: Von Silkeborg nach Nörre-Vosberg.

10. Juli: Von Nörre-Vosberg nach Holstebro.

11. Juli: Nach Viborg.

13. Juli: Nach Løgstör, um den Kanal Friedrichs VII. zu eröffnen.

16. Juli: Nach Jellinge.

19. Juli: Ueber Vejle nach Fredericia.

23. Juli: Nach Odense.

28. Juli: Ueber Holstenhus nach Faaborg.

29. Juli: Nach Sönderburg.

31. Juli: Besichtigung der Düppler Schanzen.

3. August: Mit dem ‚Falken‘ nach Augustenburg.

8. August: Mit dem ‚Falken‘ nach Faenö, wo Anker geworfen wird.

9. August: Ueber Vejle nach Jellinge und zurück zum ‚Falken‘.

11. August: Nach Sönderburg.

12. August: Nach Nordburg.

13. August: Mit ‚Schleswig‘ über Flensburg nach Dannevirke, wo der König die Festungswerke besichtigte. Um 11 Uhr abends zurück nach Sönderburg.

15. August: Von Sönderburg nach Stubbekjöbing.

16. August: Nach Kopenhagen.

17. August: Nach Skodsburg.

23. September: Nach Jellinge über Korsör.

27. September: Zurück nach Skodsburg, wo der König bis zu Ende des Monats blieb.

1. November: Die Residenz wird nach Jägerpreis verlegt.

4. Dezember: Die Residenz wurde nach Friedensburg verlegt.

Es wird hieraus verständlich sein, daß man, wenn man des Morgens erwachte, sich förmlich darauf besinnen mußte, wo man war, ob man auf Seeland, Fyen oder in Jylland, auf Friedrichsburg, Friedensburg, Jägerpreis, in Glücksburg, Skodsborg oder Christiansburg war, oder ob man nicht, wenn man sich umsah, sich an Bord eines oder des anderen Dampfers liegend finden würde.

Ich will mich auf gar keine detaillierte Beschreibung davon einlassen, wie Ankunft und Abreise in den Städten, die wir auf diesen unzähligen Ausflügen besuchten, vor sich ging.

Sie waren überall dieselben. Die Behörden fanden sich ein, das Militär und die Bürger paradierten, es gab Fackelzüge, Illumination, Ehrenpforten u. s. w. Aus einem der jütländischen Städtchen erinnere ich mich eines ganz ulkigen Transparents, das gleichzeitig zu Ehren des Königs und zur Reklame für den betreffenden Wirt diente. Es lautete so:

„Hier giebt es Speis' und Trank,
Und große Wunder noch,
König Friedrich lebe lang
Und Gräfin Danner hoch!"

Auf einer dieser jütländischen Reisen war der König vom Geh. Archivrat Wegener begleitet. Da es

bei der Abreise von Greena tüchtig regnete, zog es die Gräfin vor, in geschlossenem Wagen zu fahren, und Wegener wurde dann neben den König in die offene Droschke gesetzt. Der König fuhr nämlich, wie bekannt, niemals in geschlossenem Wagen, außer in Kopenhagen, wenn er zum Theater wollte. Zu diesem Zweck wurde Wegener mit einem hellgelben Regenrock aus Wachstuch mit einer großen Kapuze im Nacken bekleidet und mit einer Faröermütze versehen, von welcher der König stets eine große Auflage hatte. An einer Ehrenpforte, eine Meile hinter Greena, wurde der König von dem alten Prediger des Ortes empfangen. Nachdem dieser seine Rede beendet hatte, trat er einen Schritt zurück und sagte:

„Aber auch für dich, holdes Weib an seiner Seite, flehen wir des Himmels Segen herab . . .“

Weiter kam er nicht. Er wurde vom König unterbrochen, der herausplatzte:

„Das ist doch nicht die Gräfin! Das ist der Konferenzrat Wegener!“

Wegener hatte auch wirklich einige Aehnlichkeit mit der Gräfin, und es ist gar kein Wunder, daß sie rasend wurde, als sie hörte, was geschehen war. Er durfte nie wieder neben dem König sitzen.

Unter den vielen interessanten Spritztouren, die ich an Bord des ‚Falken‘ mit dem Könige unternahm,

steht namentlich die Reise nach Hesselö mit ungewöhnlich frischen Farben in meiner Erinnerung.

Die kleine Insel, die nicht größer ist, als der Garten von Friedrichsburg und die Söndermark zusammen, erhebt sich, von großen Steinen umkränzt, ziemlich hoch über den Wasserspiegel, vier Meilen nördlich von Seeland. Von Gebäuden giebt es dort nur einen Feuerturm und ein Gehöft, und es leben nicht mehr als neun Menschen mit ihrer kleinen Schar Haustiere dort. Aber auf dem Steinriff, das sich von der Insel aus erstreckt, liegen massenhaft Seehunde, die in ihrem Inneren von Hasen wimmeln, und es wird von allen Seiten von Tausenden von Seevögeln aller Art umflattert. Die Insel gehörte zu Anfang des Jahrhunderts dem seines großen Reichtums wegen bekannten Piraten-Kapitän Lars Robbert, der sie dem Staat verkaufte, worauf sie viele Jahre hindurch zum Wildpark benutzt wurde. Jetzt gehört sie einem Bauern.

König Friedrich befand sich so wohl bei diesem Reiseleben, daß er mit Eifer jede Gelegenheit ergriff, die sich dazu bot. Etatsrat Schlegel, der im Jahre 1863 als Vorleser bei dem Könige angestellt wurde, bekam bei seiner Abreise von Odense ein Paar elegant lackierte Reitstiefel mit Stickereien von Blumen in weißer Seide, die ihm von dem Aeltesten der Schuhmacher-Innung überreicht wurden, mit einer ehrerbietigen

Bitte darum, ob er nicht versuchen wolle, den König zu bewegen, nach Odense zur Grundsteinlegung eines Gebäudes für arme Schuhmacher zu kommen. Der König ging willig auf diesen Vorschlag ein und bestimmte, daß die Reise drei Tage dauern solle, woraus jedoch nichts wurde, weil die Gräfin ihm nur einen bewilligte.

Wir reisten also um 6½ Uhr mit dem Extrazug nach Korsör und von Nyborg per Wagen nach Odense ab. Trotzdem wir unterwegs zweimal Frühstück gegessen hatten, nahm der König doch bei der Ankunft auf dem Schlosse eine kleine Erfrischung ein, worauf die feierliche Einweihung stattfand. Nach der Cour fand beim Stiftshauptmann Unsgaard große Tafel statt, und wir fuhren deshalb nach Nyborg zurück, wo das Souper in der Wohnung des Kommandanten, des alten Oberst Mejer, angerichtet war.

Da der König Lust bekam, seinem Wirt ein Geschenk zu machen, bat er Trap um den Schlüssel zum Präsentkasten, dem er eine goldene Dose entnahm, die er Mejer verehrte. Dieser Präsentkasten wurde auf allen Reisen mitgeführt. Er war mit Schubfächern versehen, von denen das oberste prachtvolle Dosen für Gesandte und ähnliche Standespersonen enthielt, während die Geschenke nach und nach geringer und geringer wurden, bis zum letzten Fach, das nur Nadeln u. dgl.

für untergeordnete Personen enthielt. Da des Königs Einfälle unberechenbar waren, hatte Berling es streng verboten, daß der König selbst den Schlüssel zu dem Kasten erhalten durfte. Auf dieser Reise führte Kabinettssekretär Trap die Aufsicht über die Präsente; er vergaß indessen diesmal, den Schlüssel zum Geschenkkasten zurückzufordern.

Nach dem Souper, wo der König mit seinem Wirt so fleißig trank, daß es dem alten Obersten zu schwindeln begann, gingen die anderen Hofkavaliere voraus, um sich an Bord zu begeben, während ich bei dem Könige zurückblieb, weil ich mit ihm fahren wollte. Als auch wir beide uns erhoben, wurde es dem Obersten etwas sauer, vom Stuhl aufzukommen, worin er saß, weshalb wir ohne Abschied in den Wagen stiegen, nachdem der König bemerkt hatte: „Laß das nur sein, Mejer, dazu bist du viel zu betrunken!“ Unser Weg führte über den Markt, an der Ehrenwache vorbei, die der Kapitän Thalbitzer kommandierte. Das war einer meiner alten Kameraden aus der Kadettenzeit, der auf der Akademie ‚Parent‘ genannt wurde, weil er wegen seiner guten Aussprache dieses Wortes einmal ‚r. g.‘ bekommen hatte. „Guten Abend, Parent!“ rief ich ihm im Vorbeifahren zu, während die Wache präsentierte und Thalbitzer mit großer Feierlichkeit das Schwert zum Salut schwang.

Als wir an Bord des Dampfschiffes gekommen waren und uns in der Nähe von Sprogö befanden,

entdeckte Trap, daß er vergessen hatte, den Schlüssel zum Präsentkasten zu nehmen und wollte ihn sofort vom König holen. Dieser hatte eine Bowle Punsch in die Kajüte hinunterbekommen und saß nun dort und trank mit dem Polizeidirektor von Odense und dem Zollverwalter von Nyborg, denen beiden erlaubt worden war, die Reise nach Kopenhagen mitzumachen. Aber er kam zu spät. Auf der Treppe traf er den Führer des Schiffes, Kapitän Petersen, der eine goldene Dose in der Hand hielt, worauf des Königs Namenszug in Brillanten prangte. Nun war der Teufel los. Es wurde sofort auf Deck zu Rat gegangen, um herauszufinden, wie man am besten die Dose von ihm wiederkriegen und gegen eine andere umtauschen könnte. Jensmark beendigte indessen die Diskussion mit der gesunden Bemerkung, daß, da man sie von dem Manne nicht wiederkriegen könnte, ohne ihm zu sagen, daß der König entweder betrunken oder verrückt gewesen wäre, nichts anderes übrig bliebe, als sie ihn behalten zu lassen. Kapitän Petersen wurde später Zollverwalter auf der Christiansinsel, wo er die Dose voll Stolz den wenigen Fremden, welche die Insel besuchten, vorzeigte.

Bei der Ankunft in Korsör brachte ich mit großer Mühe den Polizeidirektor über die Straße und in das königliche Coupé hinein. In Ringsted, wo wir die Lokomotive wechseln sollten, hatten sich die Beamten auf

dem Perron eingefunden, um den König zu begrüßen, den es mir indessen nicht möglich war, Morpheus' Armen zu entreißen. Um 12½ Uhr kamen wir auf Schloß Christiansburg an, und damit war die Reise beendet. Den Tag darauf blieb der König im Bette liegen.

Zu den Ausflügen, die sich am stärksten meiner Erinnerung eingeprägt haben, gehört ein Besuch, den der König auf Karl XV. Einladung dem Lager bei Bonarp in Schonen abstattete. Wir kamen gegen 5 Uhr an und wurden mit allen schuldigen Ehren von dem schwedisch-norwegischen Könige, der an der Spitze seines Stabes hielt und von der ganzen zum Lager gehörenden Mannschaft umgeben war, empfangen. Man wies dem König und seinem Gefolge eine Holzbaracke an, bestehend aus zwei kleineren und zwei größeren Zimmern, die ersteren für den König, die letzteren für uns. Attachiert waren Graf Löwenhaupt und der seiner komischen und satirischen Bemerkungen wegen bekannte Baron Louis Wrede.

Am Tage darauf wurde das schonische Husaren-Regiment, dessen Oberst Friedrich VII. war, ihm vorgeführt, bei welcher Gelegenheit er den Unteroffizieren eine schöne, alte und wertvolle Silberkanne mit tausend Thalern darin schenkte. Als wir ins Lager zurückgekommen waren, kam Wrede zu mir hinein und fragte, ob ich es nicht wäre, der Jour hätte, da

Prinz August gekommen wäre, um dem Könige eine persönliche Meldung abzustatten. Ich ging sofort hinein, um es dem König zu sagen, den ich in einer Stellung traf, die sich am wenigsten von allen dazu eignete, um fremde Prinzen darin zu empfangen.

„Alle Heiligen!“ rief er. „Meine Sachen! – Lassen! Christian!... Willst du meinen Säbel holen, Holten!... und meine Stulphandschuh! ... und meinen Helm!“

Endlich war die Toilette fertig; der König nahm eine sozusagen kriegerische Stellung ein und sagte:

„Laß ihn jetzt kommen!“ Prinz August kam dann herein und sagte einige Worte, die der König beantwortete. Die ganze Audienz dauerte vielleicht 1/4 Minute.

„Ist etwas Wichtiges los?“ fragte ich Baron Wrede.

„Ja, bei Gott, was Wichtiges!“ antwortete er. „Er war drin, um zu melden, daß wir mit den Mützen zu Mittag kommen sollten.“

Ein paar Tage darauf sollte großes Manöver sein, und wir hatten unseren Rendezvouspunkt eine halbe Meile vor dem Lager. Es wurde bestimmt, daß die Könige gegen einander manövrieren sollten.

„General Fensmark!“ rief Friedrich VII., „wollen Sie dafür sorgen, daß mir niemand von meinem dänischen Stab in die Nähe kommt! Ich thue heute Dienste in der schwedischen Armee!“

„Das soll ganz genau befolgt werden, Euer Maje-

stät!" antwortete der General. „Den Gefallen können wir ihm wahrhaftig sehr gut thun!" fügte er hinzu, als er zu uns anderen kam.

Als die Truppen ausgerückt waren, fragte Fensmark Wrede darnach, wo wir zu Mittag essen sollten, und ob er nicht einen Weg dahin wüßte, der nicht allein schön wäre, sondern auch soweit außen herum führte, daß uns die Soldaten nicht vor die Augen kommen könnten. Nach Wredes Anweisung spazierten wir darauf ganz langsam davon, bis wir gegen 4 Uhr nachmittags einen kleinen Herrenhof erreichten, der Gustavsburg hieß, wo die Tafel sein sollte. Ich stand gerade draußen im Hof neben Fensmark, als ein Musikkorps, das zu Mittag aufspielen sollte, mit einem Tambourmajor an der Spitze hereingeschwenkt kam. Kaum war es in die Thür gekommen, als Prinz August hinfuhr und dem Regimentstambour den Stock abnahm und ihn nach allen Regeln der Kunst schwang, indem er gleichzeitig durch laute Zurufe die Musikanten, namentlich die Trommler und Beckenschläger, aufmunterte. Fensmark, welcher die Eigentümlichkeit hatte, daß er unter der Wirkung stärkerer Eindrücke sich nicht gleich in Worten Luft machen konnte, stand eine Weile und sah dem zu; aber plötzlich packte er meinen Arm, deutete auf Prinz August und sagte: „Er ist gerade so verrückt wie unserer!"

Nachdem die Uebungen mit einer Truppenbesichtigung abgeschlossen waren, reisten wir nach Lund ab, wo die Domkirche angesehen wurde, und von dort weiter nach Malmö, wo wir beim Landrat zu Mittag aßen. Darauf gingen wir an Bord des ‚Falken‘, der uns nach Kopenhagen führen sollte.

Da wir an diesem Tage außer dem großen Mittagstisch in Malmö zweimal Frühstück gegessen und außerdem verschiedene Erfrischungen eingenommen hatten, und da die Reise von Malmö nach Kopenhagen nur ganz kurz ist, hatte Berling das Dampfschiff nicht mit Proviant versehen. Wie dem König das zu Ohren gekommen war, weiß ich nicht. Aber da er — von den vielen Mahlzeiten etwas animiert — an Bord kam, bekam er Lust, Berling zu chikanieren, was er oft that, wenn die Gräfin nicht anwesend war, und verlangte augenblicklich etwas zu essen.

„Es ist nichts da, Euer Majestät,“ sagte Berling.

„Das geht mich nichts an,“ antwortete der König. „Essen will ich haben, und das sofort! . . . Was bist du für ein Reisemarschall, der nicht dafür sorgt, daß hier etwas an Bord ist?“

„Aber das ist doch unmöglich, daß Euer Majestät wieder essen können?“

„Das geht dich nichts an! Schaffe Essen, und das sofort!“

Darauf wurde ich Zeuge folgender Scene auf Deck: Berling wandte sich in seiner Verzweiflung an den Lotsen Frederiksen und fragte ihn, ob er etwas Essen an Bord hätte.

„Freilich hab' ich," sagte Frederiksen.

„Wollen Sie es also vorsetzen."

„Nein, ich will nicht."

„Ja, aber es ist für den König."

„Das geht mich nichts an. Das Essen ist mein Privateigentum."

„Wollen Sie es dann verkaufen?" fragte Berling.

„Ja, das will ich," antwortete Frederiksen.

„Was wollen Sie dafür haben?"

„50 Thaler."

„Darf ich also sehen, was Sie haben?"

„Nein, das dürfen Sie nicht. Sie sollen die Waren unbesehen kaufen."

Berling sah ein, daß er bei Frederiksen nichts zu Wege bringen könnte, und da man von neuem — wie schon mehrmals vorher während des Gesprächs — den König von unten rufen hörte: „Was wird das mit dem Essen?" ging Berling notgebrungen darauf ein, die 50 Thaler zu geben und bat um den Schlüssel zum Schrank.

„Das Geld auf den Tisch!" sagte Frederiksen. „Vorher liefere ich den Schlüssel nicht aus."

Berling wanderte also herunter, schloß einen Blechkasten auf und nahm einen Fünfzigthalerschein heraus, den er Frederiksen gab. Der Inhalt des Schrankes bestand aus einem Viertel Schwarzbrot, einigem Schiffszwieback, einer Kruke mit schlechter Butter und einem Brocken Käse, was alles miteinander dem König vorgesetzt wurde. Berling klagte sehr indigniert darüber, daß dieser Schmaus den ungeheuren Preis von 50 Thalern gekostet habe, aber der König lachte herzlich und sagte:

„Da hast du deinen Meister gefunden!"

Als wir in Kopenhagen ankerten, rief Frederiksen die Mannschaft auf Deck und schenkte ihr den Schein zum gleichmäßigen Verteilen.

Lotsen Frederiksen war ein stark und kräftig gebauter Mann mit einem unabhängigen Charakter und gar nicht bange davor, seine Meinung gerade heraus zu sagen. Er hatte einen großen Stein im Brett bei dem Könige, der absolut keine noch so kleine Reise zur See zu unternehmen wagte, ohne daß Frederiksen an Bord war. Ich bin fest davon überzeugt, daß selbst der Einfluß der Gräfin nicht hingereicht hätte, den König zu bewegen, in ein Boot zu gehen und von Kopenhagen nach ‚Dreikronen' zu segeln, ohne daß Frederiksen mit im Boot war. Er war sich seiner Macht vollkommen bewußt und gebrauchte sie ohne Schonung Berling gegenüber.

Frederikssen war auch nicht ohne Humor. Ich hörte einmal an Bord des ‚Falken‘ folgendes Gespräch zwischen dem König und Frederikssen:

„Du kennst wohl Matrosen aller Länder?“ fragte der König.

„Ja, Euer Majestät, da ich als Lotse an Bord aller möglichen Schiffe gewesen bin.“

„Sage mal, steht der dänische Matrose nicht in einer oder der andern Hinsicht über den andern?“

„Freilich, Euer Majestät. In einer Hinsicht steht er jedenfalls ganz bestimmt über den anderen.“

Diese Antwort war dem König sehr genehm, und er richtete sich förmlich vor Stolz ein wenig in die Höhe, während er sagte:

„Nun, so laß mich hören, in welcher Hinsicht.“

„Hinsichtlich des Fressens, Euer Majestät. Die Matrosen keiner anderen Nation sind so pünktlich dabei, den Trog zu suchen, wenn zum Essen gepfiffen wird, wie die dänischen.“

Ich glaube gerade nicht, daß es die Erklärung war, die der König erwartet hatte.

Am 11. September 1863 reisten wir von Bellevue mit dem Dampfschiff ‚Schleswig‘ nach Vordingborg ab, von wo die Reise am nächsten Tag nach Hollingsted und von da nach Glücksburg fortgesetzt wurde.

Die Armee war bei den Danewerken versammelt, und es ist beinahe unglaublich, daß es der König aushalten konnte, vom 13. bis 21. Juni jeden Tag ohne Ausnahme von Glücksburg nach Flensburg, von da mit der Eisenbahn den langen Weg über Klosterkro nach den Danewerken zu fahren und denselben Weg zurück zu machen, nachdem er täglich viele Stunden bei den Manövern auf dem Pferderücken zugebracht hatte. Infolge dieser anstrengenden Touren wurde der König mehr und mehr exaltiert. Ungeachtet dessen, daß er beständig sich selbst und uns einzureden suchte, daß die Verteidigungsstellung bei den Danewerken ausgezeichnet war, ist es meine Ueberzeugung, daß er sie mit Mißtrauen betrachtete, was weiterhin zur Verschlechterung seiner Gemütsstimmung beitrug. Sein Zustand war im ganzen ein solcher, daß wir Kavaliere oft gegenseitig davon sprachen, wie unverantwortlich es wäre, den König noch länger auf Glücksburg bleiben zu lassen, und endlich, um der Verantwortung enthoben zu sein, beschlossen, die Aufmerksamkeit des Ministeriums hierauf zu lenken. Nachdem mehrere Unterhandlungen stattgefunden hatten, wurde es vom Konseilpräsidenten Hall bestimmt, daß der König nach Kopenhagen kommen sollte, wo seine Gegenwart für notwendig erklärt wurde.

Der König mußte widerstrebend gehorchen. Am 15. Oktober reiste er nach der Hauptstadt, nur ganz

wenige aus seiner Umgebung mitnehmend, da er sobald wie möglich nach Glücksburg zurückzukehren beabsichtigte. So viel ich weiß, war es zwischen Trap und der Gräfin bestimmt verabredet, daß sie nach Kopenhagen reisen sollte; aber der unglückselige Umstand, daß in Flensburg ein Bürgerball abgehalten werden sollte, den sie mitzumachen wünschte, bewirkte, daß sie nicht Wort hielt. Am 18. Oktober gab der König auf Schloß Christiansburg Befehl, daß Vorbereitungen zu seiner Abreise getroffen werden sollten. Trap versuchte, Gegenvorstellungen zu machen, und als sie nichts fruchteten, rückte er zuletzt damit heraus, daß es zwischen der Gräfin und ihm verabredet wäre, daß sie nach Kopenhagen kommen wollte.

„So? Ist es?“ sagte der König und zog ein Telegramm aus seiner Tasche, in dem die Gräfin ihn bat, des Balles wegen, nach Glücksburg zurück zu kommen.

Es ist meine Ueberzeugung, daß, als sie ihr ‚Louise‘ unter das Telegramm setzte, sie zugleich des Königs Todesurteil unterschrieb.

Am 20. September kehrte der König nach Glücksburg zurück, und es wurde bestimmt, daß der Ball in Flensburg am 23. abgehalten werden sollte. Das Wetter war über alle Beschreibung schlecht. Es war ein vollständiger Sturm, Schnee und naßkalt. Da der König nie in

geschlossenen Wagen fahren wollte, wurden er und ich mit allen möglichen Sorten Ueberzeug ausgestattet, um uns auf dem keineswegs kurzen Weg zwischen Glücksburg und Flensburg trocken zu halten. Die ganze übrige Gesellschaft fuhr in 6—7 geschlossenen Wagen hinterher. Alle zum Gefolge gehörenden, sollten an demselben Abend nach Glücksburg zurückkehren, wohingegen ich Befehl erhielt, die Nacht über bei dem König in Flensburg zu bleiben, da er nicht gern im Dunkeln fuhr.

Der Anfang des Balles, den der König selbst mit einer Polonnaise eröffnete, war sehr gut. Als der Tanz zu Ende war, sagte er zu mir:

„Ich gehe hinunter in mein Zimmer im Hochparterre. Willst du (hier folgten die Namen von drei Herren) befehlen, sich dort einzufinden und gleichzeitig für Cigarren und Punsch sorgen."

Da ich aus der traurigen Erfahrung früherer Jahre wußte, daß der König keine anderen Getränke vertrug als die, welche er aus seinem eigenen Keller bei sich führte, hatte ich dafür gesorgt, daß eine Flasche Portwein mitgenommen wurde und sagte deshalb zu ihm:

„Ich habe den Jäger Christensen Portwein mit hereinbringen lassen, den ich Euer Majestät zu trinken bitte, da ich mich mit Bestimmtheit erinnere, daß Euer

Majestät darüber klagten, daß Sie sich nach dem Genuß von Punsch nicht wohl fühlten."

„Du giebst mir sehr schlechte Ratschläge," erwiderte der König.

„Das thut mir sehr leid, Euer Majestät. Darf ich alleruntertänigst fragen, worin die schlechten Ratschläge bestehen?"

„Gewiß, du rätst mir, meine so gastfreundlichen Wirte zu verhöhnen."

„Ich bitte sehr, meinen Mangel an Auffassungsgabe zu verzeihen, aber ich verstehe nicht, was Euer Majestät meinen."

„Das heißt auf dänisch," antwortete der König, „daß ihr Punsch nichts taugt, und daß solch ein Zeug gut genug für sie sein mag, aber nicht für mich."

Die letzten Worte wurden sehr laut gesprochen und erweckten die Aufmerksamkeit der Umstehenden. Ich zog mich deshalb sofort zurück, ordnete das Nötige an und unterrichtete den König davon, daß alles im Stand wäre. Als wir in das für den König reservierte Zimmer hinuntergekommen waren, begann er sofort die Gläser aus der Punschbowle zu füllen und bot mir auch ein Glas an, das ich jedoch ausschlug.

Während der König von seinem eigenen Punsch, der von dem berühmten Konditor Seebach zubereitet war, gut 10—15 Krügchen vertrug, ohne daß man

ihm das geringste anmerken konnte, wurde er hier vollständig berauscht, nachdem er nur drei kleine Gläser genossen hatte. Er konnte nur mit Mühe gehen und sprach mit lispelnder Stimme. Bei Tisch hielt er eine Rede, die in dem Maße unerträglich anzuhören war, daß ich die Tafel verließ, und als der Tanz nach Tisch wieder begann, war er im allerhöchsten Grade dazu aufgelegt, mit dem ersten besten Spektakel zu machen.

Diesmal mußte es Trap ausbaden, den er, vollständig unmotiviert, geradezu mit Brutalität überfiel. Die Stimmung war im höchsten Grade ungemütlich. Der König schrie so laut, daß der Tanz und die Musik aufhörten, so daß alle Anwesenden die Schimpfworte, mit denen er Trap überhäufte, hören konnten.

Alles nimmt, Gott sei Dank, ein Ende, und so auch dieser Ball.

Im Entree nahm der König Abschied von den Stadtverordneten, von der Gräfin und von den Herren und Damen des Hofes, die nach Glücksburg zurückkehren sollten. Die Gräfin wollte, wie billig, haben, daß man dem König einen Ueberrock anlegte; aber das wollte er nicht. Jäger Christensen warf ihm denselben um, und ich wollte ihn zuknöpfen, aber er riß sich los und rief: „Laßt das!“

Endlich setzte sich der Wagen in Bewegung. Der

König wandte sich zu mir um und fragte mich, ob ich ihm sagen wolle, „ob er König von Dänemark wäre, oder ob er nicht König von Dänemark wäre.“

„Ich weiß nicht, warum Euer Majestät diese Frage an mich richten.“

„Ja, weil ich keinen Mantel anhaben will, und dann sagt die Gräfin, daß ich ihn anhaben soll, und dann wirft ihn mir Christensen um und du willst ihn zuknöpfen!“

Gleich darauf blickte er zu Christensen auf, der neben dem Kutscher saß und sagte:

„Er soll, der Teufel frikassiere mich, geköpft werden!“ und zugleich packte er seinen Säbel, den er glücklicherweise nur zur Hälfte herausbekommen konnte, da der Arm von den Fangschnüren aufgehalten wurde, die von der Pelzmütze herunterhingen.

Während all dies vor sich ging, fuhren wir durch die reich illuminierten Straßen und unter dem Hurrageschrei der dänischen Bevölkerung nach der Wohnung des Präsidenten Stemann, wo eine Abteilung der Friedrichsgarde unter dem Kommando des Schlächtermeisters Partsch paradierte.

In dem offenen Wagen befand sich in der Mitte ein Schlagbaum von ungefähr einem Viertelmeter Höhe, über den der König beim Aussteigen hinüber sollte. Ich ergriff also seinen Arm, um ihm zu helfen. Aber

da ich befürchtete, daß er Oberbalance bekommen und hintenüber fallen möchte, befahl ich einem Garderobediener, in den Wagen hinauf zu kriechen und den König bei dem nächsten Versuch zu stützen, der ebenso mißlang. Er wurde rasend und schalt seinen alten Leibkutscher, Jens Erikſen, fürchterlich aus, weil er nicht stillhielt, wie er sagte. Endlich kam der König doch aus dem Wagen herunter, von dem Kammerdiener und mir unterstützt. Ich begleitete ihn in das Schlafkabinett und sorgte dafür, daß er ausgekleidet wurde.

„Haben Euer Majestät noch etwas zu befehlen?“ sagte ich.

„Nein!“ brüllte er, daß es durch das ganze Haus schallte.

Endlich, um 3½ Uhr morgens, kam ich zur Ruhe. Aber es war mir nicht möglich, Schlaf zu finden, teils vor Aerger, teils geradezu vor Beschämung.

Um 6 Uhr morgens kam der Jäger zu mir hereingestürzt und ersuchte mich, augenblicklich zum Könige zu kommen.

„Ist er krank?“ fragte ich.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Christensen, „aber der Kammerdiener hat mich gebeten, sofort den Herrn Major zu holen.“

Ohne Toilette zu machen, bloß mit Beinkleidern und dem Uniformrock angethan, eilte ich hinein zum

König, der in einem schwarzen Sammetschlafrock am Fenster saß. Beim Schein der Lampe sah ich, daß er leichenblaß war.

„Guten Morgen, Holten."

„Guten Morgen, Euer Majestät."

„Was war denn das gestern?"

„Es war Ball, Euer Majestät."

„Ja, das weiß ich schon. Aber komm jetzt her zu mir, Holtenchen ... Nein, komm ganz her zu mir."

Als ich zu ihm hingekommen war, sagte ich:

„Ich will an Euer Majestät Gerechtigkeitsgefühl appellieren, ob es möglich war, daß ich mehr thun konnte, als ich that, um Euer Majestät zu verhindern, den Punsch zu trinken."

„Nein," antwortete der König. „Aber nun ist doch das Unglück einmal geschehen ... Bist du böse auf mich von gestern?"

„Nein, Euer Majestät."

„... Und dann wollte ich wohl auch, daß Christensen geköpft würde?"

„Er saß auf dem Bock, Euer Majestät; er hat nichts gehört."

„... Aber war dann nicht auch etwas mit Trap?"

„Freilich, Euer Majestät, und das war schlimmer."

„Aber was soll ich denn in der Sache thun?"

„Euer Majestät müssen die Wirte zur Tafel auf

Glücksburg befehlen und in ihrer Gegenwart sich bei Trap entschuldigen *.

Auf einmal stieg ihm das Blut zu Kopf. Er schlug auf den Tisch und sagte:

„Ich bin krank wie ein Hund, Holten! Ich bin kränker, als irgend einer von euch glaubt!“

Es wurde mir weich ums Herz. Ich zündete seine Pfeife an und schenkte ihm ein großes Glas halb mit Portwein und halb mit Wasser ein. Als er das Glas ausgetrunken hatte, war er ganz zufrieden, und mein Sinnen und Trachten war jetzt nur darauf gerichtet, nach Glücksburg zurückzukommen, da ich in dem Zustand, in dem der König sich befand, nicht gern ohne Arzt mit ihm allein war.

Der König wollte sich ungern ankleiden lassen. Aber da im Hinterhofe von Stemanns Haus ein interessantes altes Boot, wahrscheinlich aus der Wikingerzeit, lag, das kürzlich im Moorgrund bei Sönderbrorup gefunden worden war, schmeichelte ich seiner Eitelkeit hinsichtlich seiner Tüchtigkeit als Altertumsforscher und forderte ihn auf, das Boot in Augenschein zu nehmen. Als er erst in den Hof hinuntergekommen war, ließ ich anspannen, und er war dann auch bereit, sofort nach Schloß Glücksburg hinauszufahren, wo wir schon um 8½ Uhr ankamen.

* Dies geschah auch später.

Des Königs Exaltation nahm mehr und mehr zu, was für seine Umgebung nicht behaglich war. Selbst die Gräfin hatte keine Widerstandskraft mehr, teils weil ihr Berlings Beistand fehlte, teils weil ihre Nerven nicht mehr so stark waren, wie früher. Sie begann bei jeder Gelegenheit, wo der König und sie verschiedener Meinung waren, zu weinen, und diese Schwäche benutzte er, um beständig unvernünftiger zu werden.

Des Königs erregter Zustand wurde, glaube ich, zum wesentlichen Teil durch die Danewerks-Stellung verschuldet, von der er im Grunde recht wohl wußte, daß sie Humbug war, obschon er sich bei jeder Gelegenheit, angefeuert von der öffentlichen Meinung und den nationalliberalen Blättern, über ihre Vorzüglichkeit aussprach. Eines Morgens kam ich in dienstlichen Angelegenheiten zu ihm hinein und fand ihn über einer Karte liegend, auf welcher er mit einer Stecknadel verschiedene Dinge markierte. Er war so rot im Gesicht, daß mir ganz angst wurde, und ich versuchte deshalb, indem ich das Wetter lobte, ihn zu einem kleinen Spazierritt hinauszulocken.

„Meinst du, ich habe Zeit zu reiten?“ antwortete er. „Komm her, dann wirst du sehen! Hier habe ich markiert, wo die Wolfsgrube, die spanischen Reiter u. s. w. sein sollen.“

Als er während des darauf folgenden Gespräches merkte, daß ich mich etwas kühl verhielt, da ich ihn in seiner, nach meiner Meinung, falscher Anschauung der Verhältnisse weder bestärken konnte noch wollte, brach er los:

„Ja, ich weiß schon, daß du kein Patriot bist!“

„Das ist eine harte Beschuldigung,“ antwortete ich, „besonders gegen mich, der ich zu Euer Majestät nächster Umgebung gehöre,“ und ich sagte nun gerade heraus, daß ich keineswegs seinen Glauben an die Vorzüglichkeit der Stellung der Danewerke, an die schwedischen Truppen u. s. w. teilte. Der König stimmte sogleich den Ton, in dem er gesprochen hatte, herab, und nachdem wir noch einige wenige Repliken gewechselt hatten, schieden wir als sehr gute Freunde.

Nach einem Ausflug nach Kappel und Misunde kehrten wir am 7. November abends 11 Uhr nach Glücksburg zurück, wo wir eine halbe Stunde später zu Tisch gingen. Der König war in sehr böser Laune und über all und jedes ärgerlich. Die Tafel wurde um 12½ Uhr aufgehoben, und gerade als der König sich in sein Zimmer begeben wollte, kam eine Telegramm, das ich ihm überreichte. Es enthielt Kaiser Napoleons III. Einladung, an dem europäischen Kongreß teilzunehmen. Es war das letzte, was er in dieser Welt las.

Am Tage darauf blieb der König im Bett. Es hieß, daß er krank wäre, aber da wir wußten, daß er so oft nach anstrengenden Touren den nächsten Tag im Bett liegen blieb, achteten wir gar nicht weiter darauf. Es war bestimmt, daß die Residenz am Sonnabend den 14. November nach Kopenhagen verlegt werden sollte, und es war schon ein Teil Sachen zugleich mit Einigen von der Dienerschaft abgesandt worden; aber da der Arzt am Mittwoch des Königs Krankheit für die ‚Rose‘ erklärte, wurde selbstverständlich die Reise aufgeschoben. Da ich mehrere Monate hindurch nicht in meinem Hause gewesen war, ging ich an demselben Tage morgens hinauf, um mir vier Tage Urlaub zu erbitten. Dies war das letztemal, daß ich den König sah, den ich trotz aller seiner schwachen Seiten so gerne hatte.

Als ich am Donnerstag Morgen um 6 Uhr von Glücksburg abfahren wollte, kam des Königs Leibarzt, Bock, gerade über den Schloßhof. Ich fragte ihn, wie es dem König ginge.

„Es ist die gewöhnliche Rose,“ antwortete er, „aber doch nicht in höherem Grade, als sie der König oft gehabt hat.“

Da man stets, wenn man abwesend, besorgter ist, bat ich ihn, die Güte zu haben mir zu meiner Beruhigung ein Telegramm zu senden.

„Wenn die Krankheit," antwortete er, „was Gott verhüte, die Wendung nehmen sollte, daß der König nicht leben kann, so werden Sie meinen Namen in einem Telegramm erhalten."

Freitag kam ich nach Hause. Sonntag morgens um 6 Uhr kam meine Frau zu mir hinein mit einem Telegramm. Ich bat sie, ein Streichholz anzuzünden und nachzusehen, ob es den Stempel von Glücksburg trüge (damals hatte man noch Stempel auf Telegrammen) und auf die bejahende Antwort rief ich aus: „Dann ist der König tot!" Im Telegramm stand nur der Name „Bock".

Ich kleidete mich sofort an und eilte zum gelben Palais, wo der Thronerbe wohnte. Der Prinz kam im tiefen Negligé zu mir heraus und fragte, ob der König tot wäre.

„Wenn ich es wage, so zeitig morgens hier heraus zu kommen," erwiderte ich, „so geschieht es, weil ich weiß, daß der König nicht leben kann. Eure königliche Hoheit müssen sich darauf vorbereiten, im Laufe des Tages die Nachricht von dem Tode des Königs entgegen zu nehmen."

Nachdem ich dem Prinzen erklärt hatte, worauf ich mein Wissen gründete, empfahl ich mich, da ich beabsichtigte, augenblicklich nach Glücksburg zu reisen.

Am Montag-Morgen kam ich auf dem Schlosse an

und wurde zu meiner Verwunderung ersucht, sofort zur Gräfin zu kommen. Sie war ganz in Weiß gekleidet. Ihre Trauer schien mir tief und wahr zu sein. War es eine Komödie, die sie spielte, so war sie auf jeden Fall gut gespielt. Ich blieb eine Stunde bei ihr. Das war das letztemal, daß ich mit der Gräfin sprach und das einzigemal, daß ich sie mit einem ungemischt guten Eindruck von ihr verlassen habe.

Der König starb am 15. November 2½ Uhr nachmittags in dem Zimmer im ersten Stock gleich rechts. Nachdem das Bleisarg im Schloß angekommen war, wurde er in Gegenwart aller Kavaliere in das Sarg hineingelegt. Konferenzrat Lund schnitt einen Teil von des Königs Haaren ab, wovon jeder der Anwesenden ein Löckchen bekam. Darauf wurde das Sarg zugelötet, und es wurde ein Protokoll aufgenommen, worin wir durch Namensunterschrift bestätigten, daß dieses Sarg die irdischen Ueberreste von Dänemarks König, Friedrichs des Siebenten, enthielt.

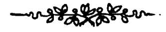
Die nächste Zeit war sehr anstrengend für uns Adjutanten, indem zwei von uns beständig, Nacht und Tag, bei der Leiche Wache hatten. Um einer Sprengung des Sarges durch die starke Gasentwicklung vorzubeugen, wurden Löcher in dasselbe gebohrt, die indessen beständig größer gemacht werden mußten, bis sie zuletzt fingerdick wurden. Trotzdem die Fenster

immerwährend nach der See hinaus offen standen, war es uns doch nicht möglich, den Leichengeruch auszuhalten, weshalb Guttaperchaschläuche angeschraubt wurden, deren Enden zum Fenster hinausführten. So stark war dieser Geruch, daß er noch Monate nachher an dem Flor hängen blieb, den ich um meinen Arm und mein Portepee trug.

Am Freitag den 2. Dezember reisten wir nach Flensburg ab, wo die Leiche an Bord geführt und auf einen Katafalk gestellt wurde. Am Tage darauf landeten wir beim Arsenal, von wo der Leichen-Kondukt, mit König Christian IX. an der Spitze, nach Schloß Christiansburg ging. Hier lag der König auf der Trauerbühne bis zum 18. Dezember, an welchem Tage er feierlich von dem Schlosse fort über den Holmkanal, die Oesterstraße, Vimmelsskaftet und die Frederichbergstraße nach Roskilde überführt wurde, in dessen Domkirche man ihn am Tage darauf beisetzte.

Am vorletzten Tag des Jahres trat ich zum erstenmale den Dienst an bei Dänemarks erstem Gentleman und ritterlichem Könige:

Christian IX.



Robert Lutz, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Memoirenbibliothek.

Mit den vorstehend verzeichneten **Memoiren des Generals Marbot** und den **Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Boyen** hat die Verlagsbuchhandlung eine Sammlung von **Denkwürdigkeiten, Erinnerungen und Selbstbiographien** unter der Bezeichnung „**Memoirenbibliothek**" eröffnet. Dieselbe wird in zwangloser Reihenfolge erscheinen; jedes Werk ist für sich käuflich; Uebereinstimmung in Format und Ausstattung werden der Sammlung äußerlich einen einheitlichen Charakter verleihen. Die Memoirenbibliothek wird nur Werke ersten Ranges, die eine wirkliche Bereicherung dieser Litteratur sind, aufnehmen.

Angebote geeigneter Werke dieser Art aus eigener oder fremder Feder werden mit Dank entgegen genommen.

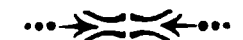
Als Fortsetzung der Sammlung befinden sich nachstehende Bände in Vorbereitung:

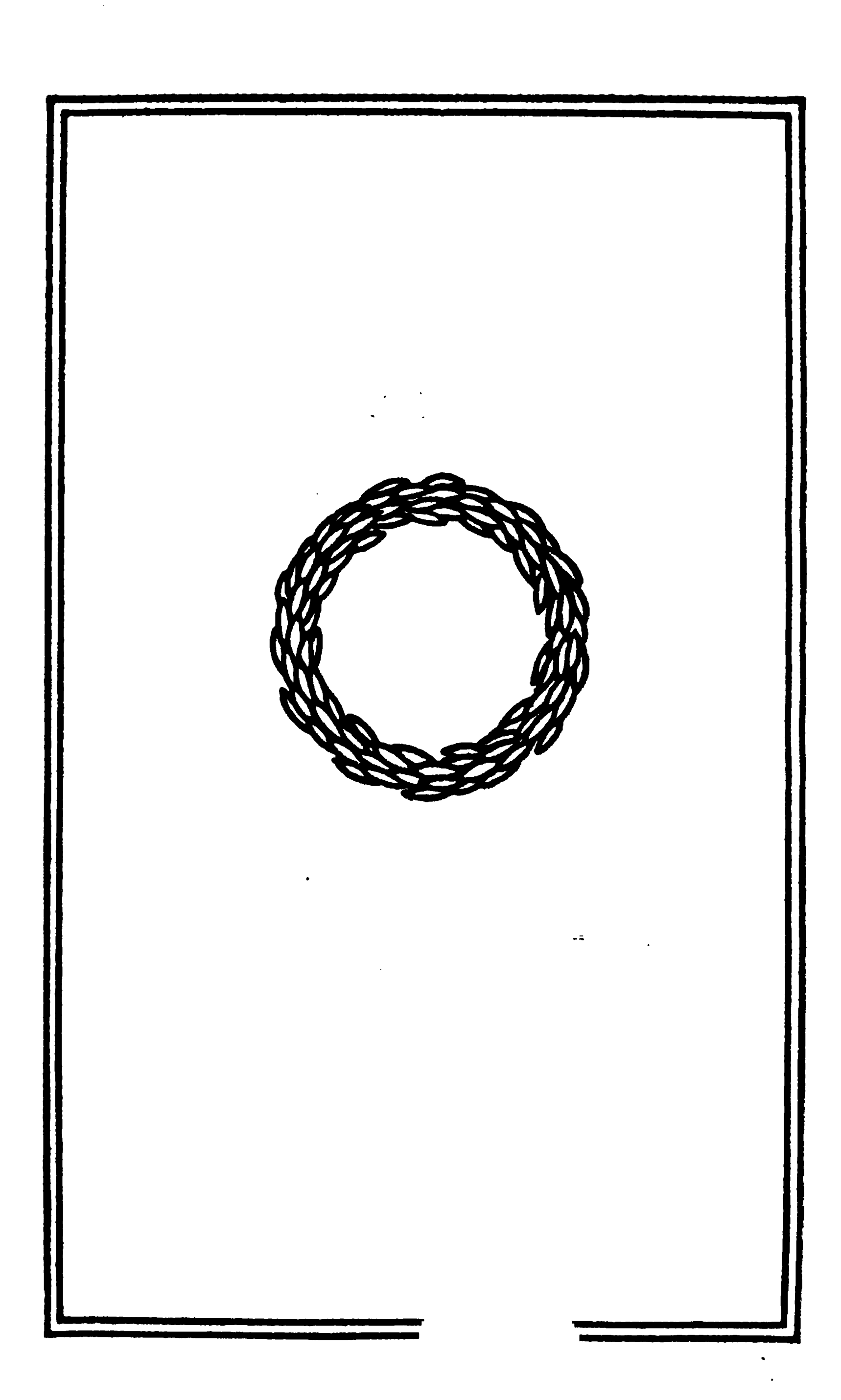
Baron de Thiébault, General, **Memoiren** aus der Zeit der franz. Revolution und des 1. Kaiserreichs. 3 Bände.

Dr. med. Ryan, **Unter dem roten Halbmond.** Erlebnisse eines Arztes bei der türkischen Armee im Feldzuge 1877—1878.

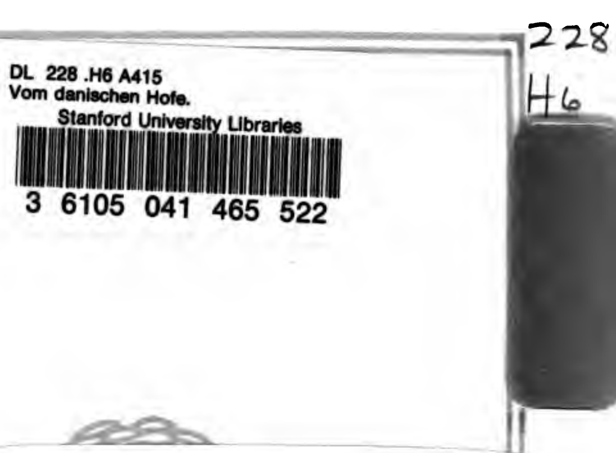
Bourgogne, Sergeant, „1812". Erinnerungen eines französ. Kaisergardisten.

Henri Rochefort, **Abenteuer meines Lebens.** 2 Bände.






DL


DL 228 .H6 A415
Vom danischen Hofe.
Stanford University Libraries
3 6105 041 465 522

